



Wöchentlich Eine Nummer.
Preis vierteljährlich 2 Mark.

№ 30.

Alle 14 Tage Ein Heft.
Preis 35 Pfennig pro Heft.

Graf Petöfy.

Roman

von

Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.



Am andern Morgen saßen beide Freundinnen eine halbe Stunde früher als sonst in der Veranda, deren Leinwandvorhänge nach der einen Seite hin halb zurückgezogen waren, während gegenüber, wo die Vorhänge fehlten, eine Hängematte hing, in der sich Lysinka schaukelte.

Sie war in ein Bilderbuch vertieft und überließ deshalb, ohne wie sonst wohl zuzuhorchen, die beiden Damen ihrem Gespräche, das sich selbstverständlich um die Partie vom Tage vorher drehte. Dann aber entstand eine Pause, bis Franziska plötzlich und mit einiger Befangenheit fragte: „Sagtest Du nicht, daß die Belmonti geschrieben habe?“

„Ja.“

„Und daß sie sich Lysinka zurückerbeten?“

„Ja.“

„Und willst Du nicht darauf eingehen? Offen gestanden, ich glaube, daß die Belmonti Recht hat und daß Du diese Ferien länger ausdehnst, als dem Kinde gut ist.“

Phemi lachte herzlich, dann aber sagte sie: „Ja, Fränzl, es hilft Dir nichts, Du mußt nun schon deutlicher mit der Sprache heraus. Denn Du wirst mir doch nicht wirklich und ernsthaft einreden wollen, daß Du Lysinka's halber Erziehungsjorgen hättest.“

Deutsche Roman-Bibliothek. XII. 15.

Ich würde glauben, Du wolltest sie los sein, wenn ich nicht umgekehrt wüßte, daß Du sie fast so gern hast wie Hannah. Also beichte.“

Franziska sah verlegen vor sich hin, und Phemi, der ihre Verlegenheit leid that, setzte deshalb ohne Weiteres hinzu: „Nun, laß nur, ich brauche Deine Beichte nicht und will Dir sagen, was es ist. Sieh', ich bin lange nicht so geschickt wie Du, hab' aber bessere Augen und sehe gleich, wie's steht und im Herzen aussieht. Auch in Deinem. Und deshalb weiß ich, es kommt Alles nur daher, weil Du wieder Reputationsanfalle hast und einfach fürchtest, die ‚Nichte‘ könnte Dich über kurz oder lang in Verlegenheit bringen, die ‚Nichte‘, die mir wie aus dem Gesicht geschnitten ist und an deren Nichtenschaft deshalb Niemand glaubt.“

„Sieh',“ fuhr sie fort, „Du bist ein so guter Kerl, daß ich Dir nichts übel nehme, schon lange nicht. Empfindeleien sind ohnehin nicht meine Spezialität, und so begnüg' ich mich denn in dieser Dir Sorge machenden Lysinkasache mit dem geflügelten Wort: ‚Es ist mein Kind, es bleibt mein Kind, ihr gebt mir nichts dazu‘, noch dazu klassisches Citat. Und sogar vom alten Goethe, der immer Recht hatte.“

„Nicht immer.“

„Aber doch in solchen Dingen. Er verstand sich zu gut darauf. Jedenfalls hab' ich vor, mich nach diesem Spruche zu richten und Madame Belmonti noch eine Weile warten oder meinethwegen auch sich ängstigen zu lassen.“

Franziska schwieg. Endlich sagte sie: „Verzeih‘,

Phemi, daß ich davon sprach. Es war nicht recht. Aber ich dachte, man könne nicht gleichzeitig zwei Dinge wollen, die sich einander ausschließen. Es liegt Dir selber an dem Umgange mit drüben und muß auch so sein, denn es ist eine herrliche Frau, diese alte Gräfin, ganz von jener Feinheit, Nachsicht und Milde, die, wie Du mit Recht sagtest, immer nur bei den Frommen und Vornehmen zu finden ist. Aber man darf ihr umgekehrt auch nicht zu viel zumuthen, und wenn wir wirklich einen auch nur oberflächlichen Verkehr mit ihr unterhalten wollen, so müssen doch Fragen ausgeschlossen sein, die, wenn sie wie zufällig in Gegenwart Graf Egon's zur Sprache kämen, unzweifelhaft zu Verlegenheiten und hinterher zu Witzeleien und allerhand Medisance führen würden."

"Du bist ein Kindskopf," lachte Phemi. "Lehre mich doch die vornehme Welt kennen. Ich stecke länger darin und will Dir sagen, wie's liegt. Auch die Besten nehmen uns bloß so hin. Sie lassen sich's gefallen, daß wir ihnen die Zeit vertreiben, und sind auch wohl dankbar dafür, aber von unserer Tugend und Sitte zu hören, ist ihnen nur langweilig. Denn sie glauben nicht daran, und weil sie nicht daran glauben, erscheint ihnen unser Tugendanspruch einfach präventiös. Wir sollen nicht bloß thatächlich anders sein wie sie, nein, sie wollen sich dieses Unterschiedes auch bewußt werden. Und so glaube mir denn, es wird ihnen gar nicht schwer, uns zu pardonniren, aber uns zu respektiren, ist ihnen lästig und unbequem. Du hast keine Vorstellung davon, in wie vielerlei Kleider sich der menschliche Hochmuth steckt. Und auch die Gräfin drüben, so sehr ich sie verehere, wird schließlich keine Ausnahme machen... Aber sieh' nur, wer ist denn der alte Herr, der sich drüben im Hotel eben über die Balkonbrüstung lehnt und hieher lorgnettirt, als kenn' er uns? Ist das nicht..."

Und im selben Augenblick erkannten Beide den alten Grafen und erwiderten seinen Gruß.

Wirklich, er war es, und ehe sich beide Damen noch in ihren Verwunderungen und Mittheilungen erschöpft hatten, erschien er bereits in Person, um ihnen einen Morgenbesuch zu machen. Er war unbefangen, auch Franziska gegenüber, und lächelte nur, als Phemi genau so, wie sie damals Egon bestürmt hatte, halb in wirklicher und mehr noch in erkünstelter Neugier mit hundert Fragen auf ihn einzudringen begann. Es habe verlautet, wenn auch nur gerüchweise, daß er den Sommer in Trouville zubringen werde; statt dessen habe, wie der Augenschein lehre, Wien oder doch Deßlau gesiegt, woraus sie den Schluß ziehe, daß das entkaiserte Frankreich auch zugleich ein entzaubertes Frankreich für ihn gewesen sei.

Der Graf in seiner Antwort schwankte zwischen Zugeden und Bestreiten und versteckte dabei den eigentlichen und wahren Grund seiner Rückkehr hinter allerlei Scheingründen, in deren übermüthiger und etwas grotesker Ausmalung er sich gefiel. Es sei wirklich sein Plan gewesen, während der heißen Monate nach Trouville zu gehen, aber weil die Saison erst Mitte Juli beginne, habe er zu viel Zeit gehabt, sich in seiner Phantasie mit dem Badestrand und seinen Bildern zu beschäftigen, eine Beschäftigung,

an der schließlich die ganze Reise gescheitert sei; was übrigens Niemanden in Verwunderung setzen werde, der das Uebergewicht der Vorstellung über die Wirklichkeit irgend einmal an sich selbst erfahren habe. Das fait accompli bedeute gemeinhin nicht viel, aber in der Erwartung der Dinge liege Himmel und Hölle. Das habe sich ihm in den Tagen seiner Phantasiebeschäftigung mit dem Trouviller Badestrand auch wieder recht fühlbar gemacht. Er habe nichts gegen Urzuständlichkeiten, und das Letzte, woran er kränke, sei Prüderie, ja, das Paradiesische, das Mittelafrikanische, das Mythologische, gleichviel, welcher Ausdruck seitens der Damen bevorzugt werde, werde niemals von ihm beanstandet werden; aber er hasse die Mischgattungen und müsse statt ihrer auf Einheit und Reinheit des Styles dringen. Jeder ehrlich gemeinte Versuch, das alte Theatervorhangthema: Neptun und Arion sammt dem ganzen Corps de Ballet der Weltmeere zu neuem, wirklichem Leben erblühen zu lassen, dürfe seiner Zustimmung ein für allemal sicher sein, aber verschämte Halbzustände, Zustände, die nicht Fisch und nicht Vogel seien, hätten diese seine Zustimmung mit gleicher Entschiedenheit nicht. Und so dürfe er sich denn allerdings berüchmen, ausschließlich unter der Wucht ästhetischer Bedenken einen fluchtartigen Rückzug aus Frankreich angetreten zu haben.

Während er so sprach, war Lysinka neugierig aus ihrer Hängematte herausgetreten und stellte sich ohne jede Spur von Verlegenheit mit an den Tisch, ganz so, wie verwöhnte Kinder zu thun pflegen. Ihr Auge ging dabei beständig umher und sah jeden Einzelnen wie fragend und doch auch wieder halb verständnißvoll an. Es war ersichtlich, daß sie dem alten Grafen, der unwillkürlich seine Hand über ihr langes blondes Haar hingeleiten ließ, ungemein gefiel; ehe er aber eine Frage zu thun im Stande war, sagte Phemi, die mit Franziska's aufsteigender Verlegenheit ein Mitleid haben mochte: "Das war nun also Trouville, Herr Graf. Und nun Paris, Paris, von dem ich so gerne höre, das mein Ideal und meine Sehnsucht war von Kindheit an und das ich schon um meiner Kunst willen so gern gesehen und befragt und studirt hätte. Ja, wirklich, um meiner Kunst willen. Eine reizende junge Kollegin von mir, natürlich Liebhaberin, phantasirte neulich sogar von der Heiligkeit ihrer Kunst. Es war komischer als Lewele. Doch ich verirre mich von der Hauptsache, von Paris, über das wir, nicht wahr, Fränzl, um so lieber berichten hören, als uns Graf Besjevics gestern erst von London erzählt hat."

"Und wie fand er London?"

"Er klagte, daß Alles zu schwer sei, sogar die Träume."

"Je nun," lachte der Graf, "die sind heuer auch in Frankreich gerade schwer genug. Es sind Rüstungs- und Waffenträume, Vierundzwanzigpfünder mit der Aufschrift 'Revanche'. Ja, die Franzosen sind und bleiben Kinder. Aber so schwer ihre Träume sind, so leicht ist ihr Leben nach wie vor, und ich habe keinen Unterschied entdecken können zwischen sonst und jetzt. Das entkaiserte Frankreich, um Fränzl's Wort zu wiederholen, ist nicht entzaubert."

Und warum nicht entzaubert? Weil es zu den Vorzügen oder meinetwegen auch zu den Schwächen dieses Volkes gehört, im steten Wechsel der Dinge sich selbst immer gleich zu bleiben. Ich habe es nun unter einem halben Duzend widerstreitender Regierungen im Wesentlichen ohne jede Veränderung gesehen und möchte mich fast verwetten, daß es auch dasselbe war, als die Tricoteusen um die Guillotine herum saßen und schnupften und plauderten und Strümpfe strickten. Es ist ein Phantasievolk, dem der Schein der Dinge vollständig das Wesen der Dinge bedeutet, ein Vorstellungs- und Schaustellungsvolk, mit einem Wort, ein Theatervolk.

„Wie die Wiener?“

„O nicht doch, meine Gnädigste. Die Wiener sind ein Vergnügungsvolk und gehen in's Theater, um unter Lachen und Weinen sich etwas vormachen zu lassen, aber auch der Passionirteste fühlt sich schließlich auf seinem Parket- oder Parterreplatz immer noch wie zu Gast. Anders der Franzose. Der ist da zu Hause, füllt die Hälfte seines Daseins mit Fiktionen aus, und wie die Stücke sein Leben bestimmen, so bestimmt das Leben seine Stücke. Jedes ist Fortsetzung und Konsequenz des andern, und als letztes Resultat haben wir dann auch selbstverständlich ein mit Theater gefättigtes Leben und ein mit Leben gefättigtes Theater. Also Realismus! Auf der Bühne gewiß, aber auch weitergehend in der Kunst überhaupt. Welche Lust, ein französisches Schlachtenbild zu sehen, auf dem die Säbel nicht angelebt sind, sondern wirklich geschwungen werden. Glan auch da, Leben und Wirklichkeit. Und nun gar erst der Roman!“

„Ah, Sue; Balzac.“

„Neberholt.“

„Flaubert?“

„Neberholt.“

„Nun, wer denn?“

„Eine neue Größe. Zola. Emile Zola.“

„Was sehr unfranzösisch klingt.“

„Und es auch ist. Italiener von Abstammung, wie die meisten berühmten Franzosen.“

„Und was will er?“

„Ja, das ist schwer zu sagen, meine Gnädigste, weil er sehr Vieles will und dieß Viele zu gleicher Zeit. Er hat jedenfalls seine ‚Wahlverwandtschaften‘ gelesen und sieht in dem, was wir das Seelische zu nennen gewohnt sind, also zu meinem lebhaften Bedauern auch in der ganzen Machtphäre der Liebe nur sehr äußerliche, sehr natürliche Prozesse. Die Blutmischung spielt eine Rolle von Bedeutung und natürlich auch die Nerven. Aber das ist nicht die Hauptsache. Bis jetzt war es, wenn ich mich nicht irre, das Auge, was in dem bekannten und entscheidenden großen Romantmomente den Ausschlag zu geben hatte; der neue Romancier mit dem italienischen Namen aber geht weit, weit darüber hinaus und zieht nicht mehr und nicht weniger als die Gesamtheit aller Sinne heran. Gambettistische Leve en masse, wenn Sie wollen. Es hat unleugbar Manches für sich, und ich breche nur ab, so gern ich fortführe, weil das Thema zu delikate und voll ganz besonderer Schwierigkeiten ist. Einer seiner Romane heißt beispielsweise ‚Der Bauch von Paris‘.“

„Ah,“ sagte Phemi. „Sehr interessant. Das verspricht etwas. Und das Neueste?“

„Das Neueste? Nun, das las ich in dem Feuilleton einer Zeitung, und der Titel lautete, so mir recht ist: ‚La faute de l'Abbé Mouret‘. Der Herr Verfasser beschwört darin den Sündenfall, also ein immerhin interessantes Thema, noch einmal herauf und läßt ihn sich in einem modernen Blumenurwald vollziehen, dem er in offenbar gewolltem Anklang an das altehrwürdige Paradies den Namen ‚Paradou‘ gegeben hat.“

„Und wie führt sich Adam ein?“

„Vollkommen dezent.“

„Auch vor dem Fall?“

„Auch da, meine Gnädigste. Denn der Adam, um den es sich in dem Romane handelt, ist eben kein wirklicher Adam, sondern in jedem Sinn ein Kostüm-Adam und in Wahrheit niemand Anderes, als der Abbé Mouret selbst, ein schöner und liebenswürdiger junger Herr, der sich, wie's einem Abbé geziemt, mit Händen und Füßen sträubt und wehrt und die Frucht vom Baume der Erkenntniß mit ihrer von Minute zu Minute röther und verführerischer werdenden Backe gern wegbeten möchte. Doch umsonst. Er fällt!“

„Natürlich.“

„Natürlich?“ wiederholte Franziska. „Warum natürlich? Ich verlange, daß Gebete helfen... Und wie straft sich seine Schuld?“

„Er geht leer aus.“

„Comme toujours. Und Eva?“

„Stirbt. Aber selbstverständlich nicht auf dem herkömmlichen Wege, sondern trägt sich höchst eigenhändig ihr Sterbelager aus der Gesamtflora des Paradou zusammen, schläft ein und chloroformirt sich mit Blumenduft zu Tode.“

„Das möcht' ich aber doch wirklich lesen.“

„Ein Entschluß, in dem ich Sie nur bestärken kann. Und seien Sie versichert, daß jede Seite Sie fesseln wird aller Einwendungen unserer kritischen Freundin unerachtet. Ueber das Ansehnbare hilft schließlich die fremde Sprache hinweg. Ich werde mich mühen, Ihnen die Blätter zu verschaffen. Und nun lassen Sie mich meinen ersten, ohnehin über Gebühr ausgedehnten Besuch rasch abbrechen. Auf gute Nachbarschaft, meine Damen. Bis Morgen.“

Und damit erhob er sich, um seinen Morgen-spaziergang in der Richtung auf den Bahnhof hin fortzusetzen. Als er eben die Veranda passirt hatte, lief ihm Lysinka, die draußen Federball spielte, nach, nahm seine Hand und sagte: „Guten Tag. Ich werde Dich begleiten.“

Franziska war es nicht recht, aber Phemi lachte nur und sagte: „Sieh' doch, er freut sich, das Kind an der Hand zu haben. Ach, Fränzl, Du glaubst gar nicht, wie gleichgültig Legitimitätsfragen sind. Natürlich den Erbschaftspunkt abgerechnet.“

Achtes Kapitel.

In derselben halben Stunde saß die Gräfin drüben vor einem an ihrem Balkonsfenster stehenden Schreibtisch, um einen Brief an Fessler zu richten.

Aber das entzückende Bild, das sich vor ihr ausbreitete, machte, daß sie die Feder, die sie vor einer Weile schon zur Hand genommen hatte, wieder niederlegte. Hoch über die mit Wein und Laubholz besetzten Berge hin zog ein silberglänzendes Gewölk, während unten im Thale schon die mit jedem Augenblicke bedrücklicher werdende Hitze des Tages lag. Ein Fähnlein, das die Schützenplatzstelle bezeichnete, hing schlaff am Mast herab und regte sich immer nur, wenn ein Luftzug ging. Plötzlich aber klang ein Paukenschlag vereinzelt und wie zufällig herüber, und die Gräfin, ihrem Sinnen dadurch entrisfen, nahm die Feder wieder auf und schrieb:

„Lieber Freund!

„In meinem Leben hier hat sich seit voriger Woche Manches geändert und seit gestern ist es ein Saus und Braus. In aller Frühe kam Egon Asperg und mit ihm der junge Pejevics, der, wie Sie vielleicht wissen, einige Wochen der Nennen halber in England war. Ich freute mich aufrichtig und beschloß, den Tag in aller Heiterkeit mit ihnen zu verbringen, würd' aber damit gescheitert sein, wenn ich nicht die beiden jungen Damen, deren ich neulich schon Ihnen gegenüber Erwähnung that, als Hülfstruppe hätte heranziehen können. Ein paar junge Schauspielerinnen interessiren eben lebhafter als eine Tante von beinahe Siebenzig. Und heute mehr denn je. Denn die Dinge, die für uns das Leben ausmachen, erscheinen mir in den Herzen der gegenwärtigen Generation um noch Vieles erstorbener als in dem der vorigen. Mein Bruder hat wenigstens noch Spott für diese Dinge, Graf Egon aber nur Schweigen und Gleichgültigkeit. Indessen ich will nicht anklagen, sondern berichten.

„Ein Ausflug in die Berge ward also verabredet. Egon und ich zu Wagen, alles Andere zu Fuß, so brachen wir in zwei Partien auf, um oben auf der Kuppe von Heiligentkreuz wieder zusammenzutreffen. Die beiden jungen Damen waren allerliebste, was Sie, der Sie der jüngeren von Anfang an Ihre Sympathien entgegenbrachten, nicht überraschen wird. Ich meinerseits möchte fast der älteren, dem Fräulein Phemi, wie sie kurzweg genannt wird, den Vorzug geben. In Fräulein Franz steckt allerdings ein bedeutenderer Fonds, aber eben weil sie bedeutender ist, ist sie zugleich auch minder bequem und stellt uns, als übe sie Kritik, unter eine beständige Kontrolle. Wie ganz anders dagegen das ältere Fräulein! Von einer gewinnenden Offenheit und Schelmerei, vergißt sie, die Worte zu wägen, oder will es vielleicht auch nicht und überhebt uns dadurch der Nothwendigkeit, auf uns selber in jedem Augenblicke ängstlich achten zu müssen. Auf uns achten ist freilich Pflicht, aber ängstlich auf uns achten, wird leicht zur Pein.

„Gegen neun Uhr waren wir von unserer Partie zurück, Egon und Graf Pejevics verließen mich gegen Zehn, und ich hoffte, die nächsten vierundzwanzig Stunden in einer vollkommenen Ruhe, nach der ich mich sehnte, zubringen zu können, da wirbelte heute mit dem Frühesten mein Bruder, Graf Adam, in mein Zimmer und meine Stille hinein. Auf wie lange, steht dahin. Er sprach anfangs von einem halben Tag nur, aber seine Pläne haben sich rasch

geändert. Sehr begreiflich. Er ist eben drüben bei den jungen Damen, was Ihnen genug sagt, und gönnt mir durch diesen seinen Besuch die Muße zu diesen Zeilen an Sie.

„Ja, daß ich es Ihnen gestehe, mein lieber Freund, ich bin in Sorgen, in denselben Sorgen, die mich diesen Winter erfüllten und deren äußere Veranlassung Sie so gut kennen wie die tiefere Charakterbegründung. Und dieß Letztere wiegt am schwersten. Er hat es versäumt, sich zu rechter Zeit seiner Jahre bewußt zu werden, ist der ewig jugendliche geblieben, unstät und rastlos, und hat zum Ueberfluß auch noch eine Neigung ausgebildet, gegen all' das anzustreben und unter Umständen auch anzustürmen, was er ‚Vorurtheile des Standes und der Gesellschaft‘ nennt. In ewiger Fehde hab' ich diese seine Rastlosigkeit bekämpft, und doch fühl' ich jetzt, daß gerade sie das Korrektiv und der Schutz seines Lebens war, so sehr, daß ich seit Kurzem oder doch seit heute vor dem Moment bange, der dieser seiner Rastlosigkeit ein Ende machen und ihn umgekehrt mit einer plötzlichen Sehnsucht nach einem Ruhehasen erfüllen könnte. Denn er wird auch dabei wieder, um das Mindeste zu sagen, unherkömmlich verfahren und seinem Thun den Stempel des Aparten und Adoleszenten aufdrücken. Es entspricht das seiner Eitelkeit, von der ich ihn trotz all' seiner Vorzüge nicht freisprechen kann. Und alle diese Dinge, fürcht' ich, sind nahe, sehr nahe. Der Umstand, daß er in dem Momente seiner Rückkehr nach hier eben das vorfand, was er, als er nach Paris ging, zu fliehen gedachte, wird nicht ohne Wirkung auf sein Gemüth und seine Handlungsweise bleiben. Denn er ist abergläubisch und glaubt an Zeichen. Er ist jetzt sicher, daß ihm ein solches Zeichen gegeben wurde.

„Schreiben Sie mir, lieber Freund, wie Sie sich persönlich zu dieser Frage stellen, und seien Sie dabei rückhaltlos offen. Ich habe zu lange gelebt und zu viel vom Leben gesehen, um mich schließlich nicht in Allem zurechtfinden zu können. Es verwundert mich nichts mehr oder nur Weniges noch. Zudem geschieht nur, was geschehen soll, und unerschütterlich bleibt mir der Glaube, daß denen, die Gott lieb hat, alle Dinge zum Besten dienen. Vor Allem auch die Prüfungen. Ich verharre, lieber Freund, als Ihre herzlich ergebene
Judith von G.“

„Nachschrift. Im Begriff, die vorstehenden Zeilen zu convertiren, kommt Ihr Brief, auf den ich mich beeile wenigstens in einer kurzen Nachschrift noch Antwort zu geben. Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß für die total verwaiste Gemeinde von Amrathskirchen etwas geschehen muß, um so mehr, als unsere Regierung solcher doch naheliegenden Pflichten sich überhoben glaubt. Es fehlt ihr niemals an Mitteln, wenn es neue Regimenter oder Uniformen, aber immer an Mitteln, wenn es eine Kirche gilt. Und doch ist Oesterreich auf ihr erwachen. Felix Austria nube. Gewiß; aber jeder andern Vermählung ging die mit der Kirche voraus. Ich vertraue, daß die Zeiten nahe sind, wo sich die Nachthaber dieser Thatsache wieder erinnern werden. Es ist das Verderben unserer Tage, daß wir, losgelöst vom Göttlichen, Alles aus unserer Kraft und

Weisheit herausgestalten, Alles uns selbst und nicht der ewigen Gnade verdanken wollen. Es gibt keine neue Weisheit, und Der ist der Weiseste, der dieß weiß und darnach handelt. Ich bitte Sie, fünfhundert Gulden für mich zeichnen und meinen Namen an die Spitze der Liste stellen zu wollen. Mit mehr öffentlich herauszutreten, erscheint mir nicht thunlich, aber es ist mir recht, wenn wir unter der Hand die Summe verdoppeln.

J. v. G."

Neuntes Kapitel.

Rhemi war am letzten Tag ihrer nie begonnenen Kur und zwar unter Citirung einer gefühlvollen Stelle von Deslau nach Wien zurückgekehrt, aber das Leben auf der Veranda blieb unverändert dasselbe: der alte Graf erschien täglich, um seinen Besuch zu machen, und nur die Gräfin zeigte sich wieder etwas zurückhaltender.

Franziska, so sehr sie von Anfang an und mehr noch bei Wiederaufnahme der Bekanntschaft zu der lebenswürdigen alten Dame sich hingezogen gefühlt hatte, nahm nichtsdestoweniger diese Wandlung wie schon die während der Wintermonate leicht und ruhig hin und fand sich darein, ohne der Ursache irgendwie neugierig nachzuforschen. Es erschien ihr von alter Zeit her als das Vorrecht vornehmer Leute, launenhaft zu sein und auf Sonne bedeckten Himmel und auf bedeckten Himmel wieder Sonne folgen zu lassen.

Dieser Zeitpunkt von „wieder Sonne“ kam denn auch rascher noch als erwartet und war das Resultat eines Pater Fesler'schen Briefes, an dessen Schlusse sich folgende Worte fanden:

„Alles in Allem, meine gnädigste Gräfin, würde der Eintritt dessen, was Ihnen als sorgenvolle Möglichkeit vorkommt, nicht gerade das Schlimmste bedeuten und zwar deshalb nicht, weil es Befürchtungen abschleife, die beständig in Sicht zu haben beinahe unerfreulicher und jedenfalls beunruhigender ist, als sie sich erfüllen zu sehen. Es rechnet sich eben besser mit Thatfachen als mit Möglichkeiten. Außerdem, so mich nicht Alles täuscht, ist die Wahl in mehr als einem Stück gut getroffen, und die Seele der jungen Dame von einer Legirung, aus der eine Glocke werden kann, die klingt.“

Bei der Abhängigkeit, in der die Gräfin seit so manchem Tag und Jahr von ihrem Beichtvater stand, schuf dieser Brief einen beinahe sofortigen Stimmungsumschlag und stellte Franziska gegenüber den Ton freundlichen Entgegenkommens wieder her, der seitens der alten Dame bis zu dem Eintreffen Graf Adam's geherrscht hatte. Ja, sie war dieser Wandlung insoweit geradezu froh, als sie sich überhaupt ungleich mehr durch Pflichterwägungen und Klugheitsrückichten als durch den Zug ihres Herzens zu Zurückhaltung und Kühle hatte bestimmen lassen. Dabei hing sie, nächstliegendes überspringend, allerlei Lieblingsplänen, am meisten aber dem ihr ein besonderes Wohlgefühl schaffenden Gedanken einer Konversion nach. Und dieses Wohlgefühl steigerte sich noch, als eine halbe Woche später Pater Fesler selber in Deslau eintraf, um, wie seine Sommergewohnheit war, große Fußparteen in die Berge zu machen „aus Natur-

schwärmerei“, wie die Gräfin „aus dem Wunsche, wieder schlanker zu werden“, wie der Graf behauptete.

Regelmäßig auf diesen Parteen sah sich der Pater von Graf Adam, der selber noch ein guter „Steiger“ war, begleitet, und während sie so halbe Tage lang in den Bergen umherkletterten, war Franziska drüben bei der Gräfin und mühte sich, ihr durch Vorlesen oder Plauderei die Stunden der Einsamkeit zu verkürzen.

*

Ein solcher Tag war auch heute wieder. Der Lehnstuhl der alten Dame war, als der Sonnenball eben zu sinken anfing, auf den Balkon geschoben worden, und von den Bergen her klang die Vespersglocke.

Beide horchten hinüber und sahen dabei still auf den Glutstreifen, der noch über den Tannen hing. Als aber die Glocke eine Weile schwieg, sagte die Gräfin: „Ist es nicht schön? All' das habt ihr nicht in eurem protestantischen Nebellande.“

„Doch, gnädigste Gräfin, wir haben es auch. Wir nennen es nur anders.“

„Und das wäre?“

„Wir nennen es die ‚Betglocke läuten‘, und ich habe selber unzähligemal an dem Glockenseil gezogen. Ueberhaupt möcht' ich doch sagen dürfen, wir sind nicht voll so heidnisch, wie die gnädigste Gräfin glauben. Wir haben auch den Gekreuzigten, und jede Kirche hat sein Bild, zu dem wir andächtig aufblicken.“

Die Gräfin lächelte halb ungläubig, aber doch halb auch wie freudig überrascht und sagte dann: „Ich habe mir erzählen lassen, in euren Kirchen hänge nur immer der Wittenbergische Doktor, den ihr den Reformator und Wiederhersteller der reinen Lehre nennt, und in mancher Gemeinde ginge man noch einen Schritt weiter und verehere bloß den preussischen König. Ich meine den König Friedrich den Zweiten. Und man hat mir sogar gesagt — ich zögere freilich, es nachzusprechen — es gäbe Bilder, auf denen er wie Gott selber im Himmel läse mit seinen Generalen rund um sich her, und jeder Preuze glaube mehr oder weniger ernsthaft, daß sein großer König von dort aus regiere bloß in der Absicht, sein Land immer größer zu machen.“

„Ja, solche Bilder gibt es, gnädigste Gräfin, aber doch nicht in unseren Kirchen. In unseren Kirchen haben wir außer dem Christusbilde, von dem ich schon sprach, nur Kriegsdenkmalen und große schwarze Holztafeln, auf denen mit weißer Schrift die Namen Derer stehen, die für König und Vaterland gestorben sind. Und wenn uns die Predigt oder das oft sehr vielstrophige Lied, das gesungen wird, zu lange dauert, so lesen wir diese Namen, und es ist dann mitunter ein Glück, daß sie da sind.“

„Und keine Jungfrau Maria?“

Franziska lächelte.

„Sie lächeln, mein liebes Fräulein, und haben ein Recht, es zu thun. Es ist wirklich ein großes Unrecht, daß wir so wenig von einander wissen und uns gegenseitig verurtheilen ohne Kenntniß dessen, das wir zum Gegenstand unserer Herzensfeindschaft machen. Ich habe mitunter ein rechtes Verlangen,

aus dieser Unkenntniß herauszukommen, und Sie, liebe Franziska, sollen mir dazu helfen. Sie müssen mir alle norddeutschen Sitten und Gebräuche schildern, und wenn das Erzählte nicht aus der protestantischen Kirche sein kann, nun dann so lassen Sie's aus dem protestantischen Leben sein. Aus dem Leben kann ich dann Rückschlüsse ziehen auf den Glauben, weil das Leben ein Kind des Glaubens ist. Ich denke mir, meine liebe Franziska, wir beginnen am besten gleich, oder Sie gehen mir, wenn nicht mehr, so doch wenigstens einen Vorschmack. Erzählen Sie mir von Ihrer Stadt an der Ostsee. War es nicht an der Ostsee?"

Franziska nickte.

"Nun denn, da muß ja die Stelle ganz in der Nähe sein, wo der König von Thule seinen Becher in's Meer geworfen. Ohne die Ballade wüßte ich nichts davon, und so hat auch das allerweltlichste Gedicht immer noch sein Gutes. Ich denke mir Ihre kleine Stadt auf einer Sandbank gelegen und immer in Gefahr, vom Meere verschlungen zu werden. Ist es so?"

Franziska hatte mit ihrer Antwort auf die verschiedenen Fragen und Wünsche der Gräfin eben begonnen, als Graf Adam und Fehler eintraten und nach kurzer Begrüßung der Damen ihre Stühle bis ebenfalls an die Balkonthür rückten.

"Stören wir?"

"O, nicht doch," sagte die Gräfin. "Im Gegentheil, wie gerufen. Unsere liebe Freundin war eben im Begriff, mir etwas von ihrer nordischen Heimat vorzuplaudern, einer kleinen Hafens- oder Badestadt an der Ausmündung der Oder."

"Ah, an der Oder," wiederholte Fehler. "Ein gut katholischer Strom."

"Ja," warf Franziska rasch ein. "Aber doch nur zu Beginn, nur in der Enge des Gebirges. Sobald er in's Freie tritt, wird er protestantisch und immer protestantischer, je mehr er sich dem freien Meere nähert."

"Um endlich darin unterzugehen," schloß Fehler mit übrigens verbindlicher Handbewegung.

"O nur keine Neckereien auf diesem Gebiet," beschwor der Graf. "Ich plaidire für Schluß dieser Kriegsführung und will lieber von dem Ostseestädtchen hören, darin unsere Freundin das Licht der Welt erblickte. Das interessiert mich mehr. Ich denk' es mir wie Vineta, poetisch, gruselig und ewig gefährdet. Hab' ich Recht?"

"Je nach der Jahreszeit, wo Sie den Fuß auf unsere Schwelle setzen. Kommen Sie zur Sommerzeit, so sieht es aus wie dieß Oeslau, nur noch bunter und aparter und eigentlich auch noch hübscher und heiterer."

"Das ist unmöglich."

"O, Sie sollen selbst entscheiden. Da haben wir zunächst unsern Strom, dessen breite Wasserfülle schon die Nähe des Meeres ahnen läßt. Und keine tausend Schritte vor seiner Mündung da wächst die Stadt auf und zieht sich einreihig an einem Pfahlwerk entlang, an dessen steil abfallender Wasserseite die Schiffe liegen, groß und klein, mit ihren vergoldeten Namen am Spiegel und einer über lebens-

großen, in Holz geschnittenen Figur am Bug. Auf dem breiten Damm aber, der dem Schlingellaufe des Flusses folgt, bewegen sich Handel und Verkehr wie unter einem Walde spalierbildender Maste. Denn zu beiden Seiten erheben sich diese Maste, sowohl auf den Schiffen wie vor den Häusern gegenüber."

"Und wie sind diese Häuser?"

"Oft so niedrig, daß man die Hand auf's Dach legen kann. Aber immer frisch geweißt. Und auf dem hohen Dache, das meist dreimal höher ist als das eigentliche Haus, auf diesem Dach erhebt sich ein Giebel und auf dem Giebel eine Flaggenstange, daran ein langes schmales Band oder auch eine sich bauschende Flagge weht. Und keine Flagge dieselbe; denn in jedem dieser Häuser hat ein anderes Land seinen Sitz und seinen Schutz, und während über dem einen der österreichische Doppeladler flattert, flattert über dem andern der türkische Halbmond oder der chinesische Drache. Es gibt nichts Bunteres und Lächerlicheres als das Flaggen einer solchen Hafens- und Handelsstadt. Und je kleiner, desto mehr. Denn gerade diese Kleinheit unterstützt den Effekt. Ueberall da, wo hohe gothische Giebel in ihrem finstern historischen Ernst aufragen, da verschwindet der heitere Flaggen-schmuck in dem umherliegenden Dunkel; in den kleinen und kaum hundert Jahre alten Städten aber, die keine Geschichte haben und in ihrer Kleinheit und Sauberkeit fast aussehen, als wären sie gestern erst aus der Spielschachtel genommen, in ihnen ist die Flagge die Hauptsache, das flatternde Band am Hut, das dem Ganzen erst Ansehen und Charakter gibt."

"Und wie geht nun das Leben in solcher Flaggenstadt?"

"So heiter wie die Flaggen, die drüber wehen. Ach, mir schlägt das Herz, wenn ich an die Tage zurückdenke, wo wir, Hannah und ich, mit unseren Mappen unterm Arm von der Schule her den Weg nach Hause machten. Es war immer ein weiter Weg und ging am Strom entlang, an dem die Schiffe schräg oder auch wohl mit ihrem Rumpfe nach oben lagen, um sie desto bequemer mit Berg ausstopfen und die Fugen mit Schiffstheer anschießen zu können. Am Bollwerk hin aber und um geschwärtzte, dreibeinige Grapen herum hockten Arbeiter und alte Matrosen und unterhielten das Feuer oder rührten in dem brodelnden Pech, dessen Qualm die Luft erfüllte."

"Hätte mir's appetitlicher gewünscht."

"Auch derlei gab es. Denn nicht überall wurde kalfatert, und viele Schiffe waren da, darauf außer dem Schiffshund nur noch ein Koch und ein Junge die lange Winterwache hielten. Und auch die hantirten um die Mittagstunde, nach Art der Anderen, um ein Uferfeuer her. Aber statt des Grapen waren nur zwei Ziegelsteine da mit einer Bratpfanne darauf, in die jedesmal, wenn wir vorübergingen, eben Kartoffeln und Speck und große Zwiebelstücke hineingeschnitten wurden. Und nun zog der Wrasen davon durch die Luft. Ach, welche Wonne! Vor nichts in meinem Leben hab' ich je wieder mit so viel Begehrlichkeit gestanden und die beste Mahlzeit hätt' ich drum hingegeben, wenn ich mich auf der Stelle bei diesem primitiven Gerichte hätte mit niederhocken und zu Gaste laden können."

„Glaub's," lachte der alte Graf. „Kommt mir doch bei der bloßen Beschreibung ein kleines Gelüft darnach. Aber das ist Alles Idyll und Genre; wo bleibt Vineta? Wo bleibt der Schrecken der Elemente?“

„Auch der kam gelegentlich, aber immer erst um die Novemberzeit. Und wir saßen dann, ohne der Gefahr zu gedenken, oder vielleicht auch uns getröstend, daß sie gerade dießmal nicht kommen werde, still um unsern Arbeitstisch her und überlegten, den Griffel oder die Feder aus der Hand legend, was wir uns wohl zum Christfest wünschen sollten. Und wenn wir dann einen Schefel Wünsche durchberathen hatten, dann hieß es: ‚Zu Bett!‘ und wir nahmen die Weihnachtsbilder, wie wir sie von frühester Kindheit an kannten, mit in unsern Traum und sahen die Krippe mit dem Kindlein und den Stern überm Haus. Und auch Joseph und die Jungfrau Maria.“

„Und die Jungfrau Maria," wiederholte die Gräfin und lächelte. „Aus euren Kirchen habt ihr sie verbannt, aber an eurer Herde lebt sie fort. O, sie stirbt nicht aus, die Gebenedeite!“

„Lassen wir die Jungfrau," sagte der alte Graf, „ich dürste jetzt nach Vineta.“

„Nun denn also, wir nahmen die Bilder mit in unsern Traum und sahen den Himmel offen und die Engelschaaren herniedersteigen. Aber mit einem Male gab's einen unheimlichen Stoß uns zu Häupten, ein Rütteln und Schütteln begann, und wir fuhren aus unserem Kinder Schlaf in die Höhe und sahen erschreckt und blaß einander an, denn wir wußten nun, daß der Nordwester doch gekommen sei, derselbe gefürchtete Nordwester, von dem wir gehofft hatten, er werde dießmal wenigstens an uns vorübergehen, und von dem uns die Kinderstube von Jugend auf erzählt hatte: der könn' uns wegschwemmen und eines Tages werd' er's auch, denn er sei der eigentliche Herr hier, und wir lebten nur von seiner Gnade, und wenn er wolle, so wär' es mit uns vorbei. Ja, dann beteten wir, aber wir wußten nicht, was wir sagten, denn wir dachten nicht an Gott und Glauben, sondern bloß an unsere Noth und Gefahr, und unsere Seele war nichts als Angst und Aufhorchen auf den Sturm. O, noch jetzt überrieselt's mich, wenn ich an jene Schreckensnächte denke. Die vom First abgerissenen Hohlsteine klinkerten über das Dach hin, in dem Rauchfang ging ein Geheul, alle Läden und Thüren klapperten oder klapperten, und wenn dann mit eins eine Pause kam, so war es am schlimmsten und zitterten wir am meisten, denn dann hörten wir durch das tiefe Schweigen hin das Gebrause des Meeres draußen, das an die Dünen und Dämme schlug und die großen eingerammten Steine wie Kiesel aus der Westermoose wusch. Am Bollwerk aber trotz der Ziegel und Fahnenstangen, die niederstürzten, war Alles Geschäftigkeit, und wir sahen durch unsere Siebelfenster Scheibe, deren kleine Gardine wir ängstlich zurückgestreift hatten, wie sie drunten die Schiffe fester an die Pfähle banden, aber doch zugleich auch die Boote von Bord her an's Ufer brachten, um eine letzte Rettung zu haben für den Fall, daß es zum Schlimmsten käme. Denn der Nordwester staute nicht nur den Strom zurück, sondern trieb auch das Flutwasser mit solcher Gewalt von draußen her in

den Strom hinein, daß es am Kai hin oft nur noch zollbreit unter der obersten Balkenlage stand. Und einmal — ich seh' es, als ob es gestern gewesen wäre — stieg es drüber hinaus und im Nu war die niedriger liegende Stadt ein See von einem Punkte zum andern, und in unsern Flur hinein stürzte die Welle. Da schrieen wir auf; denn nun erfüllte sich unser Schicksal und wir mußten untergehen, wie Vineta untergegangen war.“

„Aber der Herr, der den Winden gebietet . . .“

„Gebot ihnen auch dießmal wieder, und was in der Nacht unser Entsetzen gewesen war, das war Tags darauf unsere Lust und unsere Wonne. Die flott gemachten Boote fuhren jetzt hin und her; unser Nachbar, der Bäcker, landete mit seinen Becken und Semmeln, und als es Tag geworden und ein klarer blauer Himmel über der Stadt war, waren wir glücklich, uns zu Schiff abholen und zu Schiff in die Schule fahren zu können. Und glücklich wie wir, war die ganze Stadt. Ueber Tonnen und Bretter hin ging der Verkehr, bis nach abermals einer Woche die große Sintflut verlaufen und ein dichter Schnee gefallen war.“

„Und unter Schellengeläute ging's nun durch die verschneite Stadt hin, über deren Schneedächern die Wimpel und Flaggen jetzt wieder flatterten und beinahe lustiger noch flatterten, als um Johannistag und die Sommerzeit.“

Zehntes Kapitel.

An diese Schilderungen hatte sich noch eine ziemlich lebhafteste Plauderei zwischen Fekler und Franziska geknüpft. Er ließ sich aus dem Gesellschaftsleben der kleinen norddeutschen Stadt erzählen und that Fragen über Fragen. Am meisten interessirten ihn die Bilder aus dem lutherischen Pfarrhause: der reiche Kinderlegen, das Whistspiel und die Pastorkonferenzen. Alles begegnete sowohl von seiner wie von der Gräfin Seite der unverkennbarsten Theilnahme, jede Miene verrieth es, und nur Graf Adam, der doch sonst der lauteste Bewunderer solcher Schilderungen und Gespräche zu sein pflegte, war auffallend still geworden. Er saß offenbar anderen Fragen und Dingen nach, antwortete zerstreut und spielte mit der Gardinquaste, die neben seinem Stuhle herabhing. Er war deshalb auch einverstanden damit, daß man früher aufbrach als gewöhnlich, und gefiel sich weder in Neckerei noch Widerspruch, als Fekler um die Ehre bat, Franziska bis an ihre Wohnung begleiten zu dürfen. Ja, er lächelte kaum und zog sich, als Beide gingen, in sein Zimmer zurück, das unmittelbar über dem Salon seiner Schwester gelegen war.

Diese war daran gewöhnt, die nervöse Lebhaftigkeit ihres Bruders ohne besondere Veranlassung in ihr Gegentheil umschlagen zu sehen, und verwunderte sich deshalb erst, als er am nächsten Morgen ohne weitere Grundangabe sein Ausbleiben beim Frühstück entschuldigen ließ. Zugleich hörte sie, daß er in seinem Zimmer auf und ab schritt wie Jemand, der von einer schweren inneren Unruhe gequält wird. Was mocht' es sein? Was war vorgefallen, das

ihn hätte verstimmen können? Sie sann darüber noch nach, als der alte Graf in ihren Salon eintrat, eleganter gekleidet als gewöhnlich und überhaupt in einer Haltung wie Jemand, der zur Audienz erscheint oder einen ernsthaften Vortrag halten will.

Er ging auf die Schwester zu, begrüßte sie mit besonderer Artigkeit und nahm einen Stuhl. Aber er kippte mit demselben nur hin und her, während er sich über die hohe Lehne desselben vorbeugte.

„Habe mit Dir zu sprechen, Judith. Bist Du bei Laune?“

Die Gräfin war ersichtlich unruhig geworden. „Ich glaube, Du weißt, Adam, daß ich das nicht kenne, was man Laune nennt. Aber vor allen Dingen bitt' ich Dich, Platz zu nehmen.“

„Nein, nicht Platz nehmen; ich kann dann nicht sprechen; es wird dann Alles wie Staatsaktion. Laß mich hier stehen oder noch lieber auf und ab gehen; der Teppich wird ohnehin Sorge dafür tragen, es nicht allzu störend für Dich zu machen. Und nun ist es wohl das Beste, mit der Thür in's Haus zu fallen: ich habe vor, mich zu verheirathen.“

Judith erschrak heftig, aber sie war doch andererseits auch so vorbereitet darauf, daß es ihr gelang, ihre Ruhe rasch wieder zu gewinnen. Und so sagte sie denn: „Warum solltest Du nicht? Es war einst der Wunsch meines Lebens.“

„Einft,“ wiederholte der Graf mit einem Anfluge von Bitterkeit oder doch Ironie.

Die Gräfin aber achtete des ironischen Tones nicht und fuhr ihrerseits einfach fort: „Und wen? Aber wozu frag' ich noch!“

„Und wie stellst Du Dich zu meiner Wahl?“

„Nun, sie hat Chil.“

„Und Du Mißtrauen?“

„Nein. Ich habe sogar eine Vorliebe für sie.“

„Gut. Dann bin ich Deiner schließlichen Zustimmung sicher, obgleich ich, um offen zu sein, vom Allerweltsstandpunkt aus mancherlei Schwierigkeiten und Hindernisse keinen Augenblick verkenne: Geburt und Stand und Konfession.“

„Ja,“ sagte Judith, „das trennt euch, Geburt und Stand und Konfession. Aber mein lieber Adam, was euch eigentlich trennt, das hast Du nicht genannt. Geburt und Stand, sagtest Du. Nun wohl, in kleinen Verhältnissen bedeuten sie viel und schaffen vielleicht unübersteigliche Schwierigkeiten; aber das Haus Petöfy darf sich freier bewegen, und in dem Augenblicke, wo das Ja gesprochen ist, ist auch ausgeglichen, was Geburt und Stand vermissen ließen.“

Er war ersichtlich erfreut, sie so sprechen zu hören, und nickte zustimmend.

„Also nicht das,“ fuhr die Gräfin fort. „Und auch die Konfessionsfrage nicht, die Frage nach der Rechtgläubigkeit, die mich viel weniger ängstigt, als Du vielleicht glaubst. Ich habe das Vertrauen zu der Macht unserer Kirche, der Macht meiner Gebete zu geschweigen, daß sie den mir wünschenswerthen Ausgleich wenn nicht schaffen muß, so doch schaffen kann. Aber Eines kann sie nicht ausgleichen: den Unterschied der Jahre.“

„Welches Wunder auch ungefordert bleibt.“

„Und doch wäre es gut, es vollzöge sich. Ich

wollte, Du wärest weniger blind, oder es schärfte sich doch Dein Auge.“

„Blind?“ nahm er jetzt erregt und mit einem Anfluge von Ueberlegenheit das Wort. „Blind. Bin ich es denn? Du verkennst mich beständig, Judith, indem Du meine Fehler entweder übertreibst oder sie vielleicht auch in aller Aufrichtigkeit größer siehst, als sie sind. Sieh', ich habe lange den Citelkeiten dieser Welt gelebt und dabei Vieles nicht gesehen, was ich nicht sehen wollte. Wer aber sein Auge schließt, ist noch nicht blind. Ich weiß genau, was siebenzig Jahre bedeuten und daß sie der Chypresse näher stehen als der Rosenlaube. Der Sprosser im Fliederbusch hat für mich ausgeschlagen. Ich weiß das. Glaube mir, Judith. Und weil ich es weiß, so bitt' ich Dich aufrichtig, erspar' es mir, mich in meinen alten Tagen noch auf irgendwelchem Liebesweg oder wohl gar in Erwartung ausstehender Zärtlichkeiten ertappen zu wollen. Laß Dir sagen, wie's liegt. Ich habe das Einsamkeitsleben satt und habe vor Allem auch die Mittel satt, die sonst dazu dienen mußten, dieser Einsamkeit Herr zu werden. Es ist mir klar geworden, daß man die Leere nicht mit Leerheiten ausfüllen oder gar heilen kann, und so steh' ich denn vor einem neuen und nach einer sehr entgegengesetzten Seite hin liegenden Ausfüllversuche. Du hast es gut gehabt und hast unter Fehlers Assistentz Dein Lebensmanna in der Kirche gefunden, und etwas von wirklicher Himmelsfreude hat Dein irdisch Dasein durchleuchtet. Ich weiß wohl und weiß es alles Ernstes, daß dergleichen ein Glück ist; aber ich habe nicht das Talent dafür und muß mich mit etwas Irdischerem und Alltäglicherem behelfen. Jeder sucht das Glück auf seine Weise . . .“

„Und findet es doch nur da, wo es wirklich liegt . . .“

„Ich bitte Dich, Judith, nicht das; nichts aus diesem Tone . . . Begreiflicherweise liegt es mir sehr fern, Dich gerad' in diesem Augenblicke herausfordern zu wollen, denn ich bedarf Deiner Unterstützung, aber was Du da für mich hast und mir hinwirfst, das sind Münzen, die der Bettler aufsucht, nicht ich. Es gibt nichts, das mich so nervös machte, wie Gemeinplätze, darüber, um ihre Dürftigkeit zu verbergen, irgend ein Segen mit irgend einem Plomb ausgesprochen wurde. Viel, viel mehr als derartig abständige Christlichkeiten bedeuten mir in diesem Augenblicke ein paar heidnische Gottheiten dritten Ranges, kleine Göttinnen, in Betreff deren ich nicht einmal weiß, ob sie mythologisch verbürgt und nicht vielleicht bloß Geschöpfe meiner eigenen Erfindung und Ernennung sind.“

„Und die wären?“

„Erst die Göttin der Zerstreuung, dann die der Beschwichtigung und Einullung und endlich die der Planderei. Das wären so drei, die meiner Noth am meisten entsprechen und mir vielleicht aufhelfen würden. Glaube mir, Judith, ich sehne mich nach Raft und Ruhe seit Jahren schon, aber jedesmal, wenn ich sie zu haben vermeinte, summt mir eine Fliege durch's Zimmer und störte mich. Und sieh', diesen Störenfried meiner Ruhe, der in beständiger Metamorphose heute diese und morgen jene Gestalt

annimmt, diese böse Fee möcht' ich mir durch eine gute Fee verschonen, am liebsten aber wegplaudern lassen. Und das kann Niemand besser als sie. Sie hat den guten Verstand der Norddeutschen und übt die Kunst der Erzählung und Gauferie wie keine Zweite. War es nicht gestern erst, als gingen wir mit ihr an dem Bollwerk entlang und sahen die Siebel und Mastspitzen und die hereinbrechende Flut! Und dazu welche Stimme! Mein Ohr horcht auf jedes Wort, das sie spricht, und Du mußt Dir's vorstellen, als hätt' ich eine beständige Sehnsucht nach einer Melodie."

Die Gräfin lächelte. „Weißt Du, wie Du sprichst, Adam? Ganz nach Art eines Prinzen, der einen Vorleser oder, wenn's hoch kommt, einen Cellospieler sucht."

„Und doch such' ich weder den Einen noch den Andern, und der Fehler in Deinem Vergleiche, Judith, ist einfach der, daß Du den tiefen und geheimnißvollen Unterschied übersiehst, der in dem Gegensatz der Geschlechter liegt. Auch für Den noch, der mit Hülfe seiner Jahre mit dem kleinen, pausbacigen Gott und seinem Gefolge längst abgeschlossen hat. Ein klug schwazender Vorleser, den ich herbeiklinge, wäre mir rund heraus ein Greuel, eine Gräfin Petöfy aber, die mir ein Romankapitel vorliest oder ein Chopin'sches Notturmo vorspielt, der küß' ich die Hand."

„Und wie glaubst Du nun, daß sich Franziska zu solchem Antrage stellen wird?"

„Das sollst Du von ihr erfahren. Eben deshalb mache ich Dich zu meiner Vertrauten."

„Und wenn sie nun Ja sagt, was glaubst Du, daß daraus wird?"

„Mein Glück."

„Erkauft durch das ihre. Denn junges Blut will junges Blut, und was sie Dir bringt, ist ein Opfer."

„Ein Opfer. Wer verlangt das? Ich nicht. Du verkennt mich beständig, auch hier wieder, auch wieder in diesem Punkte; denn Alles, was Dir bloß egoistisches Lamm dünkt, ist ein Kalkül, der auch das Recht des Andern scharf mit in Berechnung zieht. Opfer! Es soll umgekehrt ein Verhältniß werden, das sich auf vollkommener Freiheit aufbaut, ein Ehepakt, der statt der Verlausulungsparagraphen ein einziges weißes Blatt hat. Carte blanche. Ja, Judith, laß mich das Wort wiederholen. Wir sind unter uns und dürfen uns vielleicht um unserer Stellung und unserer Jahre willen gestehen, daß wir über Alltagsbegriffe, die schließlich doch immer nur Lüge verdecken, einigermassen hinaus sind."

Judith lächelte.

Der alte Graf aber überfah es oder nahm es auch wohl als Zustimmung und fuhr deshalb, immer lebhafter werdend, fort: „Ich habe mich zu Feierlichkeitsbetrachtungen angesichts dieser Dinge nie heraufschrauben können. Es hänge die Welt daran, versichern Einige mit Emphase, was mir immer nur ein Beweis sein würde, daß die Welt an etwas sehr Inferiorem hängt. Rund heraus, all' das sind Erwägungen und Betrachtungen aus der Sphäre von

Gebatter Schneider und Handschuhmacher. In der Obersphäre der Gesellschaft bestimmt die Politik und unter Umständen auch die bloße Lebenspolitik die Heirathen und Bündnisse, Bündnisse, bei deren Abschluß es noch jederzeit ferne gelegen hat, dem Herzen seine Wege vorschreiben zu wollen."

„Aber doch der Pflicht."

„Nun wohl, der Pflicht. Aber was ist Pflicht? Was wir so kurzweg als Pflicht bezeichnen, zerfällt wieder in Einzelpflichten, in Betreff deren es Sache des Uebereinkommens bleibt, welche gelten sollen und welche nicht. Ich habe nicht vor, auf alle zu verzichten, aber doch auf viele. Weiß ich doch, daß sie jung ist. Und sie soll jung sein und Freude haben und jede Stunde genießen. Oder glaubst Du, daß ich jemals Lust bezeigen könnte, zu den Traditionen der eingemauerten Nonne zurückzukehren? Umgekehrt, es würde mich glücklich machen, sie von unseren besten Kavaliern umworben und unser altes Schloß Arpa zum Minnehof à la Wartburg erhoben zu sehen. Ja, Judith, meine Phantasie schweigt in solchen Bildern und Vorstellungen. Ich höre schon den Marsch aus dem Tannhäuser und sehe Perceval oder gar den alten Szabo sich als Wolfram von Eschenbach vor ihr verbeugen. Ein heiteres Leben will ich um mich haben, ein Leben voll Kunst, voll Huldigung und Liebesfreude. Was daneben zu wahren bleibt, das heißt Decorum. Nichts weiter. Anstoß geben oder geben sehen ist mir gleich unerträglich; mais c'est tout. Diskretion also, Decorum, Dehors."

„Und mit diesen Vollmachten ausgerüstet soll ich die Frage thun und die Verhandlungen führen?"

„Ja. Willst Du's?"

„Ich will es, weil ich es wollen muß und weil mein Widerspruch in Deinen Entschlüssen nichts ändern würde. Gegentheils. Widerspruch hat Dich immer nur gereizt und Dich eigenwilliger gemacht in dem, was Du wolltest. Also noch einmal, ich will. Ich weiß auch sehr wohl, es sind solche Verbindungen, wie sie Dir in diesem Augenblick als ein Ideal vorzuschweben scheinen, jederzeit geschlossen worden; die Kirche verbietet sie nicht. Die Kirche betont nur die Heiligkeit der Ehe, nicht das Glück der Ehe. Was ich Dir also noch zu sagen habe, kommt nicht aus Prinzip oder Dogma, sondern einzig und allein aus dem Herzen einer Schwester, die Dich liebt. Und als solche rufe ich Dir zu: gehe nicht diesen Weg, halte vielmehr inne, wenn Du noch innehalten kannst. Ich prophezeie Dir . . ."

„Ich glaube nicht an Prophezeiungen."

„Nun denn, so sollen sie Dir auch nicht werden, und nur einem Worte noch öffne Dein Ohr und Deine Seele. Sieh', Du theilst die Pflicht in Pflichten und die Pflichten selbst wieder in solche, die Dir je nach Gefallen unerläßlich oder aber auch erläßlich erscheinen. Und zu den unerläßlichen rechnest Du vor Allem die Diskretion und das Decorum und die Dehors. Aber das sind vage Begriffe. Wo zieht Du scharf die Grenze zwischen dem, was statthaft und unstatthaft ist? Was liegt innerhalb Deiner 'Dehors' und was liegt außerhalb?"

Es war ersichtlich, daß er hier unterbrechen

wollte. Judith aber nahm seine Hand und fuhr, immer eindringlicher werdend, fort: „Und zu dem einen Worte, Bruder, noch ein zweites. Du glaubst allerpersönlichst Deiner wenigstens sicher zu sein, sicher in dem, was Du Drüberstehen und Anschauungsfreiheit und Vorurtheilslosigkeit nennst. Aber auch darin irrst Du. Du bist weder Deines Herzens, noch Deiner Meinungen sicher, und was Dir heut ein Nichts bedeutet, kann Dir morgen eine Welt bedeuten. Schwankend ist Alles, und fest allein ist Gottes Gebot. Auch das ungesprochene, das still und stumm in der Natur der Dinge liegt. Ich beschwöre Dich, Bruder, überleg' es. Es leitet mich nur die Liebe zu Dir.“

„Und der alte Erziehungshang.“

„Ein Wort, aus dem ich sehe, daß es zu spät ist und daß Du's unabänderlich willst. Und so werd' ich denn das Gespräch mit Franziska haben. Aber nicht hier; erst, wenn wir Alle wieder in Wien sind.“

Er war es zufrieden, nahm Hut und Stock und verließ das Zimmer, indem er ihr zerstreut einige Worte des Dankes sagte.

Sie sah ihm nach und griff in ihrer Angst und Unruhe nach einem Andachtsbuch, um darin zu lesen. Aber es wollte nicht gelingen.

„In welche Lagen uns doch das Leben führt! Ich eine Freiwerberin. Und in einer Sache, die mich betrübt und erschreckt!“

Elftes Kapitel.

Eine Woche später hatte man sich wieder in dem alten Petöfy'schen Palais eingerichtet, und schon den Tag darauf empfing der Graf durch Andras, der den Verkehr zwischen den beiden Flügeln unterhielt, einige Zeilen, in denen ihm Judith in aller Kürze mittheilte, daß sie Franziska gesprochen habe. Dieselbe sei dem Anschein nach nicht allzu sehr überrascht oder doch wenigstens vollkommen ruhig gewesen und erwarte seinen Besuch.

Es war elf Uhr, als ihm diese Zeilen zu Händen kamen, und vor Ablauf einer Stunde schon war er auf dem Wege nach der Salefinergasse. Das Leben in der Ringstraße kam ihm heute noch heiterer vor als gewöhnlich, und das Haus selbst, das in mit-täglichem Sonnenschein dalag, schien ihm, als er von der Innenstadt her in die Vorstadt einbog, nur Glück und Freude bedeuten zu sollen.

Oben traf er Hannah, die mit einem Anfluge von Verlegenheit ihn einzutreten bat. Das Fräulein sei zur Probe, müsse jedoch sehr bald wieder da sein.

Das Zimmer, in das er von Hannah geführt worden, war dasselbe, in welchem Franziska nach ihrem ersten Plauderabend bei der Gräfin eine Schilderung des cercle intime versucht hatte. Nichts darin, das im geringsten an ein Boudoir erinnert hätte, vielmehr herrschte statt alles russisch Patchouli-haften, das sonst wohl den Zimmereinrichtungen junger Schauspielerinnen eigen zu sein pflegt, eine norddeutsche Schlichtheit und Ordnung und eine beinahe holländische Sauberkeit vor. Auf dem Sopha-tische stand eine Marmorschale mit Weinlaub und Erdbeeren darin und daneben ein Schmuckständchen,

das hier wie zufällig oder vielleicht auch in der Hast einer etwas zu spät beendeten Toilette stehen geblieben war. Ein Kettenarmband lag auf dem Tische daneben, an dem Ständerchen selbst aber hing ein einfaches, nur aus zwei Golddrähten zusammengelegtes Ringelchen, das statt eines Steins nichts als eine Goldplatte mit einem emailirten Bergiß-meinnicht zeigte.

Der Graf hing eben noch seinen Betrachtungen über das Ringelchen nach, das augenscheinlich ein Geschenk aus der Schul- oder Konfirmandenzeit her war, als Franziska durch eine Seitenthür eintrat und ihn, unter Ausdruck ihres Bedauerns über eine Verspätung auf der Probe, mit leichter Handbewegung aufforderte, seinen Platz auf dem Fauteuil wieder einzunehmen.

Er seinerseits hatte sich einige Worte zurechtgelegt, Worte, darin sich der „Graf“ und der „Liebhaber“ ziemlich genau die Wage hielten. Aber ihr Erscheinen änderte sofort seinen Entschluß und ließ ihn umgekehrt empfinden, daß es gerathen sein würde, das erste Wort ihr zu lassen.

Auch Franziska schien es von dieser Seite her anzusehen und das „erste Wort“ als ihr gutes Recht in Anspruch zu nehmen. Sie sagte deshalb, während sie sich auf das Sopha niederließ: „Ihr Vertrauen zu meinen Erzählungskünften, Graf...“

Er drohte scherzhaft mit dem Finger, aber Franziska ließ sich nicht stören und fuhr in leichtem und beinahe übermüthigem Tone fort:

„Ja, Graf, wir Frauen bleiben immer dieselben und wollen schließlich um unseres Ichs willen adorirt werden. Und nur um unseres Ichs willen. Darin bin ich wie andere. Statt dessen erscheint Graf Petöfy mit einem aller-schmeichelhaftesten Antrage, der aber alles Schmeichelhaften unerachtet doch schließlich auf nichts Anderes hinausläuft als darauf, eine Märchenerzählerin, eine Redefrau haben zu wollen, etwa wie Louis Napoleon einen Redeminister hatte. Werbung um eine Plaudertasche. Vielleicht der einzige Fall in der Weltgeschichte, die nach dem Maße meiner allerdings vorwiegend aus dem historischen Lustspiel herstammenden Geschichtskennntniß immer nur das Umgekehrte zu verzeichnen hatte. Nämlich: mulier taceat...“

„... in ecclesia,“ lachte der Graf. „Und zwar nur in ecclesia. Sie dürfen nicht halb zitiern, Franziska. Gleichviel indeß, ich weiß nun Alles; Sie würden anders zu mir sprechen, wenn Sie vorhätten, mir mit einem ‚Nein‘ entgegenzutreten. Ich bin unendlich glücklich darüber, und wenn Sie das Ohr für die Stimme des Herzens haben — und Sie haben dieß Ohr — so wird es Ihnen auch gesagt haben, daß ich, um Ihre Worte zu wiederholen, keine Redefrau, keine Plaudertasche will, die mir Geschichten erzählt und mich abwechselnd durch Drollerieen und Anekdoten unterhält. Allerdings will ich unterhalten sein, aber auch das Unterhaltlichste, das Beste, das Sie mir aus Ihrer Gaben Fülle zu bieten im Stande sind, wenn ich es loslöste von Ihnen, von Ihrer Person, so wäre das Beste das Beste nicht mehr. Der Zauber Ihrer Rede sind schließlich doch Sie selbst. Und so komme ich denn

noch einmal mit diesen meinen ausgestreckten Händen und bitte Sie, dem, was mir vom Leben noch bleibt, einen Inhalt und mit dem Inhalt einen Glanz, ein Glück und eine Freude geben zu wollen."

Es schien, daß Franziska nach einer Antwort suchte, der alte Graf aber fuhr fort:

"Ich lese deutlich, was in Ihrer Seele vorgeht. O dieser Selbstling, der im Grunde nur einen gefälligen Ton für sein Ohr oder ein sich einschmeichelndes Bild für sein Auge sucht und doch zugleich einen Lebenseintrag fordert, ein Leben und ein Herz! Aber nein, Franziska, kein Herz oder doch nicht das, was die Welt, die Jugend ein Herz zu nennen beliebt. Ein Anderes, das nichts weiter bedeutet als Sympathie. Meine Wünsche, dessen bin ich gewiß, halten sich innerhalb des Erfüllbaren. Worauf bin ich aus? Ich kann keine trüben Gesichter sehen und liebe Licht und Lachen und Esprit und Wit. Das ist Alles, und nur darauf bin ich aus. In meiner Jugend galt ein Champagnerleben als ein Ideal. Aber auch das ist mir zu schwer. Es gibt eine Luft, unter deren Einathmung die Freude kommt und heitere Bilder aus der Seele spritzen. Nach der Luft dürst' ich, und ich habe sie, wenn ich in Ihrer Nähe bin. Um diese Nähe werb' ich, Franziska, nicht um mehr. Sie sollen frei sein und die Grenzen Ihrer Freiheit selber ziehen; Ihr feiner Sinn ist mir Bürge, daß Sie sie richtig ziehen werden."

Franziska lächelte leise vor sich hin, und eine Verlegenheit, die sie, während sie sich ähnlicher Worte der Gräfin erinnerte, wenigstens momentan beschließen hatte, fiel rasch wieder von ihr ab. "Ich glaube, Graf,"

sagte sie, mit Geflissentlichkeit einen halb scherzhaften Ton anschlagend, "Sie verkennen mein Geschlecht. Ich sehe Schwierigkeiten, aber ich sehe sie nicht da, wo Sie sie sehen. Unser Erbtheil ist Neugier, nichts weiter, und was sich aus der ewig beargwohnten Welt der Gefühle mit einmischet, das wiegt nach meiner Erfahrung nicht allzu schwer. Ich kenne die Skala dieser Gefühle, habe die Mittelgrade selbst durchgemessen und bin ohne rechten Glauben an die Hoch- und Siedegrade der Leidenschaft. Also nicht das, Graf. . . . Und auch nicht die Kunst. Es gab freilich einmal eine Zeit, in der ich ehrlich und aufrichtig des Glaubens war, ohne Kunst nicht leben zu können. Aber auch das liegt hinter mir. Um in diesem Glauben zu verharren, dazu muß man eine Thörin oder ein Genie sein. Und ich bin weder das Eine noch das Andere."

"Und doch. . ."

"Nein, kein 'Doch'; nur einfach ein Geständniß meiner Furcht. Ich fürchte mich vor dem kleinen Kriege, der meiner harret, vor dem Neid auf der einen und dem Hochmuth auf der andern Seite, vor den Kränkungen und Nadelstichen, die mir nicht erspart bleiben werden."

"Und ich meinerseits wüßte Niemand, der sich zu diesen Nadelstichen versucht fühlen könnte, Niemand. Und kämen sie doch, nun so gibt es Mittel, ihnen zu begegnen. Das mag meine Sorge sein. Frisch auf denn, Franziska, Muth und Hoffnung! In mein altes Schloß Arpa soll wieder das Leben einziehen, und das Ungarn der Wirklichkeit soll Sie das Ungarn Ihrer Kinderphantasie, so denk' ich, für immer vergessen lassen." (Fortsetzung folgt.)

Aus der neuen deutschen Lyrik.

Frühlingslied. Von May Brauer.

(Ungedruckt.)

Wenn's Frühling auf den Feldern wird,
Wird's Frühling in den Herzen auch;
Denn jede Blüte, die entschwirrt,
Und jede Knospe, die am Strauch
Sich hebt, ruft es dir schwellend zu:
Nun ward es Mai,
Nun blüh' auch du!

Und wie verwandelt ist die Brust;
Sie fühlt es nun mit einemmal,
Es brachte neue Lebenslust
Vom Berg der junge Sonnenstrahl;
Er ruft es hell dem Auge zu:
Nun ward es Mai,
Nun lach' auch du!

Und wie vom Schnee des Winters thaut
Es plötzlich, und der Triller Schlag
Der Nachtigall ruft jung und laut
Ein Lied des Frühling's in den Tag;
Die Nachtigall, sie sang mir's zu:
Nun ward es Mai,
Nun sing' auch du!

Und singen will ich nun und blühen
Und lachen mit dem Lenz im Bund,
Und wie der Mai das Erdengrün,
Nun lösen deinen Rosenmund;
Drum glühend ruf' ich es dir zu:
Nun ward es Mai,
Sei hold mir, du!

Die Erbtante.

Roman

von

Johannes van Deywall.

(Fortsetzung.)



Fünfzehntes Kapitel.

Nachdem die beiden Freundinnen also dafür gesorgt hatten, möglichst sicher und angenehm leben zu können, wurde beschloffen, wie man weiter verfahren wollte, um die Verwandten und deren gute und böse Eigenschaften möglichst genau kennen zu lernen. Sie hatten es klüglich durchgesetzt, sich im Hause des Präsidenten eine Art von Burgfried zu schaffen, in welches sie sich immer wieder zurückziehen konnten; allerdings waren es keine starken Mauern, welche sie schützten, sondern lediglich die Furcht, der Tante Ungnade zu verdienen, wenn man seine Neugierde nicht zügelte.

Das war außerordentlich hart, denn vor Allem Karola und Egbert, aber auch der Präsident und nicht minder der Kommerzienrath brannten vor Begierde zu wissen, was die alte Dame eigentlich besah und wo und wie sie ihr Vermögen angelegt hatte. Sie war ja in dem Alter, wo den Menschen leicht etwas aufsteht, und außerdem, wenn Jemand das Klima wechselt und so dem Branntwein zuspricht — ein Schlagfluß konnte unversehens dem Dasein der alten, lästigen Person ein Ende machen — und was dann?

Man hielt es für mißlich und nicht rathsam, der Tante direkt auf ihr Vermögen bezügliche Fragen vorzulegen, man gedachte aber die junge Dame, ihre Begleiterin, auf irgend eine Weise zum Sprechen zu bringen; es war möglich, daß diese ihnen zum wenigsten einige Fingerzeige geben konnte. Vielleicht war sie auch ganz eingeweiht. Man wollte durchfühlen lassen, daß man verstehen würde, sich sehr dankbar zu erweisen für einen Wink.

Die Ausführung dieser Absichten wurde ihnen überraschend dadurch erleichtert, daß die Tante nach einigen Tagen fast absoluter Unsichtbarkeit — nur zufällig, wenn der Diener das Essen hereintrug, hatte Frida durch mehrere Portièren hindurch ganz im Hintergrunde die dicke Muffelmasse gesehen — das Bedürfniß fühlte, Menschen zu sehen. Sie ließ fragen, ob sie nicht stürte, und kam nach dem Abendbrod, auf ihre Begleiterin gestützt und von John begleitet, hereingeschlurft in den Salon, in derselben unsinnigen Tracht wie neulich.

Sie nickte den Verwandten zu, schenkte ihr Herandrängen zurück und nahm schwerfällig in einem Divan Platz — dort saß sie, verbreitete einen pronon-

cirten Alkoholgeruch, trank etliche Gläser halb and halb im Laufe der Zeit, welche ihr der getreue John herzutrug, schnupfte Tabak und saß, zumeist still zuhörend und nur die großen, glänzenden Augen bewegend, im Halblicht da.

Der Assessor erfand sogleich einen Spitznamen für sie, der ihn selbst und Frida sehr ergökte, — er nannte sie den Uhu, und in der That, mit einem solchen hatte sie eine entfernte Aehnlichkeit.

Bißweilen mißchte sich die Tante wohl in das Gespräch und zwar dann zumeist in gar urwüchsiger Weise.

„Wo ist mein Cousin Leopold und seine Tochter?“ fragte sie gleich den ersten Abend, und anscheinend etwas ungehalten über die Vernachlässigung. Der Präsident erwiderte, es wäre zu spät gewesen, sie noch rufen zu lassen.

„O!... zu spät? — Das bedaure ich!... Zu spät, das ist ein schlimmes Wort!“ versetzte sie vorwurfsvoll und mit dem Kopfe wackelnd, „hatte mich sehr gefreut, sie zu sehen.“

„Das nächste Mal soll es ganz bestimmt geschehen,“ versetzte der Präsident beinahe sanft. — Seine Kinder ärgerten sich ganz gewaltig im Stillen darüber, daß er sich so hücken mußte vor der Tante, hüteten sich aber wohl, etwas merken zu lassen, denn ein Jeder machte im Stillen sein Plänchen auf sie.

„Ich weiß,“ fuhr die Tante in ihrem kauderwälsch fort, „ihr Beide lebt nicht gut miteinander, das ist übel, sehr übel; aber so lange ich hier bin, will ich von euren Streitigkeiten nichts hören und nichts sehen.“

Ihre Worte klangen befehlend, wie eine Mähe. So etwas war dem stolzen Präsidenten sehr ungewohnt, aber er versicherte lebhaft noch einmal, das nächste Mal würde sein Bruder benachrichtigt werden. Wenn sie es wünsche, wolle er gleich noch zu Jenem schicken.

„Nein, — nichts da, anderes Mal,“ versetzte die Alte und rief dann den Assessor zu sich heran.

„Nun, Du langer sluggard,* hast Du Dich entschlossen, ob Du willst gehn nach India?“ fragte sie diesen und sah ihm groß in die unstätigen Augen.

„Ja, theure Tante,“ versetzte der Assessor eröthend, denn der Ausdruck sluggard klang ihm doch ein wenig gar zu korbial, auch liebte er es gar nicht, daß man über ihn lachte, er hielt sehr auf Formen, wie sein Vater, das heißt gegen seine Person. Er

* Faulenzer.

warf deshalb auch, ehe er fortfuhr, der sichernden Frida einen bitterbösen Blick hinüber.

„Nun . . . und?“

„Ich habe schon einmal umsatteln müssen, ich möchte es nicht gern zum zweiten Male thun, wenigstens nicht ohne eine ganz bestimmte Aussicht.“

Hier glitt ein beinahe unmerkliches Lächeln über Mariens hübsches, offenes Gesicht. Der Assessor sah es und legte es sich zu seinem Vortheil aus. Der junge Mann hatte eine sehr große Meinung von sich selbst.

„Well! Ich gebe Dir recommendation an meine Freunde, was brauchst Du weiter?“

„Liebe Tante, ich habe hier eine feste Lebensstellung und ein festes Gehalt.“

„Was kriegst Du?“

„Sechshundert Thaler.“

„Wuviel sein das in pounds?“

„Neunzig Pfund Sterling.“

„Für die Monat?“

„Nein, für das ganze Jahr,“ versetzte der Ge-fragte, sich jetzt plötzlich dieser kleinen Summe schämend.

„Well! sollst Du verdienen dort statt neunzig neunhundert pounds im Jahr.“

Der Assessor sah ein wenig wie auf Kohlen. Wäre er jetzt allein gewesen, er hätte schon gewußt, was er gethan hätte, der Moment war günstig vielleicht zu einer Anleihe, denn die Tante schien sich lebhaft für ihn zu interessieren. Eine feine Röthe stieg in seine Schuulen, sonst so blassen und kraftlosen Wangen, seine Augen bekamen einigen Glanz, selbst seine Hände machten eine nervöse, zusammenziehende Bewegung, aber nach Indien zu gehen, daran dachte er nicht im entferntesten, hier amüfirte er sich jedenfalls besser als in dem tödtlichen Affenklima.

„Du bist sehr gütig und mein Dank ist unbegrenzt, aber bitte, lasse mir noch etwas Zeit zu überlegen,“ versetzte er ausweichend und wollte den Handschuh der alten Frau an seine Lippen ziehen. Sie aber schenkte ihm mit einem Blicke zurück.

„Mit das lange Wuarten und Ueberlegen, da fliegen Einem die gebratenen Tauben am Munde vorbei,“ versetzte sie in ihrer kurzen, oft sarkastischen Weise.

Der Dragoner war nicht da, deshalb kamen jetzt die Mädchen an die Reihe, — das ernste, verhärnte, unangenehme Gesicht ihrer ältesten Cousine stöhte Elisabeth bei allem Widerwillen einigen Respekt ein, dagegen war ihr die alberne und egoistische Frida im höchsten Maße unsympathisch.

„Warum hast Du noch keinen Bräutigam?“ fragte sie dieselbe urplötzlich.

Das Mädchen lachte laut und unschön auf.

„Weil ich ein armes Mädchen bin, Tante,“ antwortete sie, ohne sich zu besinnen, und sprang auf diese zu.

„Frida!“ rief der Vater warnend.

Aber die Tante wußte sich schon selbst zu helfen gegen naive Zudringlichkeiten: das geschwungene Taschentuch und die Dose setzten dem Ueberfalle eine Schranke entgegen.

„Bei uns in India heirathen die Mädchen auch

ohne Geld, aber Du scheinst mir noch ein wenig grün zu sein,“ versetzte sie grob. „Was thust Du den ganzen Tag? — Kannst Du kochen, ein Kleid machen, Wäsche flicken?“

„Liebes Tantschen, das habe ich nicht nöthig und das schickt sich auch nicht für ein junges Mädchen, deren Vater Präsident ist,“ versetzte Frida verlezt und beinahe ungezogen.

Von allen Seiten regnete es verweissende Blicke auf sie herab.

„So, so!“ entgegnete die Tante, „schickt sich nicht! hm! — Nun, mein Kind, wenn ich hätte gedacht in meine jungen Jahre wie Du, ich hätte müssen verhungern, oder wäre geworden das Opfer eines Bösewichts. Die Männer sind gar lasterhaft, frage nur Deinen Bruder . . . Arbeiten ist keine Schande und wer kein Geld hat und nichts kann, der ist doppelt arm und muß zittern vor der Zukunft.“

„Du hast nicht recht gethan, Cousin,“ — hier wandte sie sich an den Vater, — „Deine Tochter zu erziehen in diese prejudice. — Warum habt ihr euch lassen machen adelig?“ fügte sie unversehens hinzu und richtete ihr großes, dunkles Auge beinahe spöttisch auf den sehr unangenehm überraschten Cousin. — Seine Würde und die der ganzen Familie litt unter solchen Unmanieren. Man sah wohl, die Tante kam aus Indien.

„Liebe Cousine, es waren verschiedene Gründe hiezu vorhanden,“ versetzte er trotzdem artig, „Gründe höherer Art, welche zum Theil in meiner Stellung, zum Theil in den hiesigen Sitten und Gebräuchen liegen, die Dir fremd geworden sein dürften. Vor Allem dachte ich dabei an meine Söhne und deren Fortkommen.“

„Nun, — mein Sir, ich war zwar ein armes, verlassenes Mensch, als ich war in Deutschland und nach meines Vaters Tode, aber ich habe mich nicht schlechter gedünkt, als mit so eine Verzierung vor mein ehrlicher Namen . . . darfst mich übrigens deshalb nicht über die Schulter ansehen, denn mein seliger Mann, der Kapitän Macduff, ist aus einem uralt adliges Geschlecht, — sein Name ist kein Pappenspiel! — Na, nichts vor ungut, jedem Narren seine Kappe!“

Hier setzte Marie leise ihren Fuß auf den der Freundin, sie also bittend, sich zu mäfigen.

„Ist ein drolliges Land, mein alt Vaterland . . . Wo ist der Offizier?“

Es wurde ihr gesagt, der sei nicht zu Hause. Dann verlangte sie plötzlich Karten und begann Allen die Karten zu legen. Jedem sagte sie dabei etwas Unangenehmes: Karola versicherte sie, in der Abendstunde würde sie über ein Kurzes einen großen Schrecken bekommen, dem Präsidenten, es stände ihm eine Enttäuschung bevor, Frida, sie würde als alte Jungfer sterben, und Egbert, es würde sich Jemand bitter an ihm rächen. Marie theilte sie mit, sie segelte unter falscher Flagge; erhob sich dann plötzlich, ließ ein leises, dumpfes, zufriedenes Brummen hören, nahm noch eine Prise und nickte ihnen Allen zu.

„John!“ rief sie. Der Diener kam hereinmarschirt mit lauten, harten Schritten.

„Gute Nacht,“ sprach sie freundlich, als wäre

gar nichts vorgefallen, nahm Mariens Arm und watschelte hinaus.

Als Marie unmittelbar darauf wieder zurückkehrte, sah sie Entrüstung und Erregung auf allen Gesichtern, doch glätteten sich dieselben schnell bei ihrem Erscheinen, die höfliche, lächelnde Maske wurde vorgenommen.

Man glaubte zuerst, Marie habe ein Anliegen; wie angenehm überrascht war man aber dann, als Zene um die Erlaubniß bat, noch ein wenig gemüthlich mit der Familie plaudern zu dürfen! Man bot ihr Platz und fragte, ob sie irgend welche Erfrischung beliebte. Sie dankte und erklärte freimüthig, sie fühle bisweilen das dringende Bedürfniß, unter anderen Menschen zu sein, der fortgesetzte Verkehr mit einer älteren Dame wäre nicht wenig angreifend auf die Dauer.

Karola hatte ihre Handarbeit wieder vorgenommen, ihre schmalen Hände waren immer beschäftigt, während die Andern müßig saßen.

„Ich hoffe, die gute Tante hat das etwas kindische Betragen meiner jüngsten Tochter vorhin nicht übel genommen,“ hub der Präsident mit dem Wunsche an, jenen schlechten Eindruck zu verwischen.

Frida machte ein sehr pikirtes Gesicht und maulte.

„O, ganz und gar nicht,“ versetzte Marie lebhaft. „Mrs. Macduff ist eine viel zu vernünftige und herzensgute Frau, um so leicht verletzt zu sein. Ich glaube, eher noch hat Ihre Frau Tante Ursache, sich bei Ihnen zu entschuldigen. Sie hat bisweilen ihre Kleinen tyrannischen Launen, die Einsamkeit und das Klima haben sie schrullenhaft gemacht, außerdem ist sie noch befangen in den Vorstellungen ihrer eigenen Jugend.“

„Sie leben schon lange bei der Tante?“ fragte Karola, kaum von ihrer Nähterei aufblickend, mit leiser, schmeichelnder Stimme. Marie erröthete unwillkürlich, log dann aber tapfer:

„Ja, etliche Jahre schon.“

„Dann waren Sie also auch mit ihr in Indien?“ fragte Frida hastig.

„Welche Frage!“ verspottete sie der Assessor, der genial nachlässig in einem großen Sessel lehnte, dessen hohes Rückenpolster seinem verlebten Gesicht als Folie diente. Offenbar machte der eitle Herr einen schwachen Versuch, den Eindruck, den er auf die hübsche Gesellschaftlerin vorhin gemacht zu haben glaubte, noch zu vertiefen.

„Allerdings,“ versetzte Zene mit einem hübschen Lächeln, „und ich danke Gott, daß ich das heiße, freudlose Land verlassen durfte.“

„Freudlos? — Dann finde ich es von der Tante nicht gerade allzu freundlich, mich dorthin schicken zu wollen,“ sprach der Assessor geziert.

„Sie beurtheilen sie falsch. Ich möchte Ihnen denselben Rath ertheilen wie Ihre Frau Tante, mein Herr: man geht allerdings nicht nach Indien, um sich zu amüsiren, sondern um Schätze zu sammeln.“

„Dann nimmst Du mich mit,“ rief Frida in ihrer vorschnellen Weise.

Marie, welche in der Absicht hereingekommen war, den üblen Eindruck, welchen ihre Freundin hinterlassen haben mußte, ein wenig abzuschwächen,

begann nun von der Tante zu sprechen und beobachtete dabei mit großer Aufmerksamkeit die Gesichter ihrer Umgebung. Sie lobte die alte Dame, sie wäre im Grunde eine so einfache und anspruchslose Frau — hier zog der Präsident unwillkürlich die blonden, schwachen Brauen in die Höhe — so wohlthätig und herzensgut; sie sähe nichts lieber als glückliche Menschen um sich. Der Präsident hatte sich neben Frida gesetzt, ein finsterner, vielsagender Blick bestimmte dieselbe, ihre Zunge zu zügeln, aber sie maulte deshalb nur um so mehr. Der Assessor schmachtete und kokettirte mit seinen Händen, Karola hatte die Nähterei in ihren Schooß sinken lassen, um kein Wort von dem zu verlieren, was Marie erzählte, von dem heißen Indien, von ihrem Leben dort und von dem seligen Kapitän Macduff.

Und ist sie wirklich so reich? — diese Frage schwebte auf jeder Lippe, aber Niemand wagte es, sie auszusprechen.

Dann begann der Präsident seine Eltern unständiglich zu entschuldigen, daß sie damals so gut wie gar nichts für die hilflose Waise hätten thun können; sie wären selbst mittellos gewesen und im Besitz einer zahlreichen Familie. Er und Karola sprachen dann ihr Bedauern aus, mit so warmen Worten und ehrlichen Mienen, als hätte gar keine Elisabeth Steinfurt existirt, die jetzt durch ihre Schuld vielleicht gestorben und verdorben war. So lief die Unterhaltung weiter, wie klares Wasser, das den Berg hinunterläuft, bis Marie wieder bei den guten Eigenschaften der Tante angelangt war und sie überschwenglich lobte.

„Sie kann es nicht leiden, wenn man sie beobachtet,“ sprach die Schlaue, „sie hat ein ewiges Mißtrauen gegen sich, denn ihre Schwächen sind ihr wohl bekannt, sie ist darin wie ein gut geartetes Kind. Bei ihrem kolossalen Vermögen ist sie ohne jede Präntension.“

Wie hier die Augen leuchteten!

„Vor Allem weiß sie treue Anhänglichkeit und Rücksicht zu belohnen.“

„Und ist sie wirklich . . .“

„Frida!“

„Sie fragen, ob die Tante wirklich so vermögend ist,“ versetzte Marie mit freundlichem Entgegenkommen, „nun, sie mag immerhin und zum wenigsten nach deutschem Gelde vier oder fünf Millionen besitzen . . .“

„Fünf Millionen?“ riefen alle drei Geschwister unisono, denn selbst der Assessor vergaß das Schmachten und fuhr empor aus seiner lässigen Haltung.

„Ja, — fünf Millionen sind es wohl zum mindesten, vielleicht noch mehr.“

„Mark?“ fragte der Präsident.

„Nein, Thaler!“

„Thaler!!“

Das war eine Summe zum Schwindligwerden, verblüffend! — Du lieber Gott, wie leicht konnte die Tante da all' ihrer Noth ein Ende machen! Der Präsident und Karola erblickten bei dem Gedanken, Frida wurde roth, denn bei ihr mischte sich sogleich die Vorstellung mit ein von einer endlosen Kette von Bällen und Eroberungen und wie sie die Andern

von oben herab ansehen wollte, wenn sie erst eine reiche Erbin wäre. Der Assessor wurde sehr nachdenklich plötzlich, preßte die ausgespreizten Finger gegeneinander und lehnte sich langsam wieder zurück.

Mittlerweile fuhr Marie, anscheinend ohne diese Erregung der Gemüther zu bemerken, fort:

„Ein großer Theil des Vermögens steckt noch in Grund und Boden und in Unternehmungen, das Meiste aber ist in England sicher angelegt. Dort, sagt man, sei auch das Testament deponirt.“

Man vernahm die Athemzüge der Einzelnen.

„Wir sind Ihnen sehr verbunden für Ihre freundlichen Mittheilungen, mein Fräulein,“ unterbrach die Stille zuerst der Präsident. „Wir waren bisher ohne jede speciellere Kunde über das Vermögen meiner theuren Cousine. Der Himmel möge sie noch lange gesund und im Genuße ihres Besitzes erhalten, — aber immerhin, wir sind die natürlichen Erben, und . . .“

„Ich verstehe vollkommen; dieser Wunsch, etwas Genaueres zu wissen, ist ebenso natürlich als gerecht. Ich weiß zwar nur wenig, das, was ich gelegentlich von der Tante hörte oder durch ihre Gespräche mit ihren Anwälten dort und in London vernahm . . .“

„Und darf ich mir die Frage erlauben, geehrtes Fräulein, wer diese Anwälte sind?“ Marie zögerte eine Sekunde, dann versetzte sie mit einer entschuldigenden Geste:

„Das Ihnen zu sagen, dazu möchte ich doch wohl erst die Erlaubniß Ihrer Frau Tante einholen, denn diese ist sehr mißtrauisch.“

„Nein, — ich bitte dringend, thun Sie das nicht; es könnte mir falsch ausgelegt werden,“ fiel ihr der Präsident nicht wenig erschrocken in's Wort. „Auf der andern Seite . . . Sie werden mir das nachfühlen, mein Fräulein, nicht niedere Gewinnssucht oder Neugierde sind die Triebfedern . . . aber wenn man Kinder hat . . . man möchte doch wissen, woran man ist.“

„Ganz natürlich!“

„Außerdem, — unser Dank gegen Sie würde ein warmer, ein unbegrenzter sein.“

Hier schaute Marie ihm so unbefangen in's Gesicht, daß er stockte. Man verstand ihn nicht, — diese Unschuld mahnte zur Vorsicht. Man durfte nicht zu weit gehen mit einem Male.

Das Gespräch nahm bald wieder eine andere Wendung.

„Und sind nicht noch mehr Verwandte der Mrs. Macduff am Leben?“ fragte Marie im Laufe desselben.

Peinliche Verlegenheit malte sich auf allen Gesichtern.

„Noch ein Neffe zweiten Grades, ein Doktor Arnstein,“ versetzte der Präsident etwas obenhin. —

„Wir stehen aber in so gut wie gar keinem Verkehr mit demselben, da der Herr ein sogenannter Freidenker ist . . . ein Demokrat.“

„Und wo hält derselbe sich auf?“

„Er ist hier praktischer Arzt.“

„Hier im Orte? — Aber mein Gott, warum hat er sich denn dann noch gar nicht blicken lassen?“

— Ich finde das nicht höflich, es wird Mrs. Macduff sehr wunder nehmen.“

Der Präsident bewegte verlegen die schmalen Schultern; aber seiner Nichte erwähnte er trotzdem mit keiner Sylbe.

„Nun, der Herr wird seiner Schelte nicht entgegen. Uebrigens habe ich heute die Freude gehabt, einer ehemaligen Pensionsfreundin zu begegnen, welche mich hoffentlich ab und zu besuchen wird.“

Ein „So?“ mit mehr oder weniger gut geheucheltem Interesse, dann kam man wieder auf die Tante und deren fabelhafte Schätze zurück, die Köpfe waren wie berauscht von den fünf Millionen.

Mit einem harmlosen Lächeln erzählte dann Marie von der kindischen Todesfurcht der Tante, und daß sie irgend etwas hinterlassen hätte, sie glaube ebenfalls in London, daß wenn sie einmal eines unnatürlichen Todes stürbe, ihr ganzes Vermögen an die Armen fallen sollte.

Wie die Gesichter sich entfärbten; welche Unruhe plötzlich, Schreck und Enttäuschung in Aller Mienen.

„Nun, — der Fall ist hoffentlich ausgeschlossen; diese kindische Furcht wird sich legen, sie ist wohl nur eine Ausgeburt der tropischen Hitze und des vielen Alleinseins.“

„Aber das ist ja fürchterlich!“ gab Karola ihren Gefühlen Worte.

„Nennen Sie es lieber eine Kinderei, liebes Fräulein, bedenken Sie, daß Ihre Frau Tante in den Siebenzigern steht, und daß alte Leute eben wieder zu Kindern werden.“

„Diese Vorsicht ist allerdings eine etwas übertriebene,“ sprach der Präsident mit Indignation, dann sah er plötzlich auf, soeben trat der Dragoner herein. Die vorschnelle Frida benützte diese Gelegenheit, um emporzuspringen und ihrem Bruder entgegen zu laufen mit dem Rufe:

„Egon, — die Tante hat fünf Millionen Thaler!“

Sie vergaß dabei ganz, daß sie sich vorgenommen hatte, mit demselben böse zu sein, aber bei der Beleuchtung von fünf Millionen verblaßten natürlich alle anderen Gefühle.

Marie erhob sich und nahm Abschied, wohl zufrieden mit ihrem Tagewerk. — Eine Stunde später fuhren beide Freundinnen im Mondenschein spazieren und nahmen nachher im Hotel ein reizendes kleines Mahl zu sich.

In der Familie des Präsidenten waren alle Gemüther noch in der höchsten Erregung. — Fünf Millionen Thaler! Das war mehr, als sie je gehnt hatten. — O! . . . die Tante mußte Ihnen helfen, auf irgend eine Weise mußte es gelingen, sie dazu zu bewegen.

Man hielt einen langen Familienrath hernach und trennte sich erst spät und ohne zu ahnen natürlich, daß zwei reizende junge Damen im Hotel Bellevue soupirten und daß die Tante und ihre Begleiterin außerhalb schliefen.

Drin im wohlverhangenen Zimmer lag ein Haufen von Musselin auf dem Ruhebetto, ohne sich zu regen, John und die Hindus aber ruhten auf ihren Betten und auf niedrigen Polstern und schliefen.

Sechzehntes Kapitel.

Fünf Millionen! — das war das große Thema zu einem sehr langen und wichtigen Gespräch, welches den Präsidenten und seine Tochter bis lange nach Mitternacht noch wach hielt. Wie ungleich sind doch die Gaben auf dieser Erde vertheilt, und wie ungerecht!

Die alte Frau besaß Summen, daß Einem schwindlig wurde bei dem bloßen Gedanken, bei dem Ausdenken derselben, und Andere mußten jeden Pfennig zu Rathe halten, kämpften einen erbitterten Kampf um's Dasein, um die äußere Würde zu retten, und sanken trotzdem täglich tiefer in den Sumpf!

Der Präsident war abgehärteter durch das langjährige Ringen, ihn blendete mehr die Summe, von der möglicherweise einmal, vielleicht morgen schon, die Hälfte sein eigen sein konnte, Karola hingegen fühlte eine unendliche Bitterkeit im Herzen. — Warum mußten sie gerade so arm sein, warum mußte ihr Vater so namenlos leiden?! . . . Mit welchem Recht konnte ein Gott die Gaben so planlos vertheilen, und war es nicht ein schweres Unrecht von der Tante, so viel Geld für sich allein zu behalten, war es nicht eine Pflicht, eine pure Menschenpflicht, ihnen davon abzugeben!?

Endlich legte sie sich zu Bette. — Nun, wenigstens für die nächsten Wochen hatte der Präsident Ruhe vor seinen Gläubigern, er hatte ihnen die Mäuler gestopft; was nachher kam — je nun, da mußte sich Rath finden. So etwas stumpft ab zuletzt, durch die Gewohnheit, schon gar zu oft hatte er vor dem Zusammenbruch gestanden und es hatte sich immer bisher eine Rettung gefunden. Solche Schuldenmacher werden Fatalisten.

Er entschlummerte mit dem Gedanken an die fünf Millionen, sie verwoben sich in seine Träume: er sah Tonnen Goldes, das gelbe Metall quoll heraus und rollte ihm vor die Füße, und daneben stand die Cousine in ihrer lächerlichen Tracht und wackelte mit dem dicken Kopfe und rollte mit den Augen und nickte ihm auffordernd zu: nimm doch, nimm doch!

Er griff hinein mit beiden Händen, aber die Goldstücke verwandelten sich alsbald in Silber und Kupfer, in ganz kleine Scheidemünze, und seine Gläubiger standen daneben und lachten über ihn und seinen Zorn.

Mit finster zusammengezogenen Augenbrauen lag Karola mittlerweile wach und sann und grübelte mit Hartnäckigkeit, ja mit einer förmlichen Verbissenheit zuletzt. — Es war ein fester Entschluß, der in ihr reifte, die Tante mußte ihnen helfen. Sie durfte nicht so unbeschreiblich reich sein, während ihre nächsten Verwandten, ihr armer Vater mit dem Neuzersteren rang, mit der Noth und mit der Schande. Wie schon gesagt, die Liebe zu ihrem Vater war das einzig versöhnende Element in dieser herben, harten Mädchenseele, aber der Kreis ihrer Liebe war ein enger, darüber hinaus reichte nicht einmal ihr Mitgefühl und so vergaß sie ganz, während sie selbst den Himmel anklagte, daß es auf Erden ein Wesen gab, welches man grausam, ohne auch nur eine Hand für es zu rühren, ein Kind noch, hinausgestoßen hatte in dieses

trügerische Leben. — Wo war sie jetzt, ihre Cousine Elisabeth — ihre Blutsverwandte? — Nicht einmal der Gedanke an sie, geschweige denn ein Vorwurf unterbrach den Gedankengang Karola's, den sie mit einer fatalen Hartnäckigkeit verfolgte. Eine gute Eingebung kam ihr nicht, trotz allen Grübelns, etwas, was Aussicht auf Erfolg versprochen hätte, denn den Gedanken, der Tante zu schreiben, einen Fußfall vor ihr zu thun und dergleichen, gab sie als hoffnungslos, ja schädlich bald wieder auf. Ein Schimmer von Hoffnung blieb ihr nur — sie wollte Mariens Vertrauen zu erwerben suchen und deren Vermittlung in Anspruch nehmen.

Wenn man von kleinem Gelde träumt, so bedeutet das bekanntlich großen Aerger. Die Freidenker mögen dagegen sagen, was sie wollen, die Sache hat seine Nichtigkeit und bewährte sich am andern Morgen auch bei dem Präsidenten.

In der Frühe schon ließ sich ein Herr bei ihm anmelden, mit einer Geschäftsmiene, der halb frech, halb verlegen hier auftrat in den hohen, weiten Räumen.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte der Präsident bozgerade und mit seinem gewöhnlichen Bonobenherab.

„Mein Name ist Schütz, Rechtskonsulent Schütz,“ versetzte Jener.

Der Präsident verfärbte sich leicht, — natürlich wieder eine Selbstsache.

„Ueber das Vermögen des Kalkulators Schmelzer wurde gestern der Konkurs angemeldet; — ich bin der Verwalter der Masse.“

Der stolze Nacken ward plötzlich krumm, das Auge glanzlos, — fast gebrochen stand er da, der stolze Präsident, und lehnte sich an die Ecke der Fensternische, denn er bedurfte einer Stütze. — Er hatte in großer Noth Geld geliehen von einem Untergebenen, einem Subalternen. Nun machte Der Bankerott . . . o, hinterlistiges Spiel der Hölle! — Anstatt ihn zu mahnen, erklärte er sich für zahlungsunfähig, und seine Wechsel und Verschreibungen — er hatte seit Jahren nicht einmal die Zinsen bezahlt — kamen nun nicht nur in die Hände dritter Personen, nein, er mußte auch zahlen, unverzüglich die Masse befriedigen, sonst war er um Amt und Ehre!

Er taumelte unter diesem Schlage, — der Konsulent sah es, wie er schwach wurde und erschraf.

Aber in dem alten Herrn steckte eine stahlharte Zähigkeit — die Abhärtung, die Gewohnheit, wie gesagt, — er erholte sich schnell, er rechte sich und gewann wieder Würde und Sicherheit.

„Ich bedaure den Sachverhalt, — Kalkulator Schmelzer war mir mehr wie ein bloßer Untergebener, er war ein Freund,“ sprach er. „Gibt es denn gar kein Mittel, das Letzte von ihm abzuwenden, mein Herr?“

Der Konsulent zuckte mit den Achseln.

„Sein ältester Sohn hat es gar zu arg getrieben, und die verheirathete Tochter nicht minder,“ versetzte er.

„Das geht mir nahe — sehr nahe!“

„Glaube ich wohl,“ murmelte der Andere in den Bart.

„Ich werde selbst hernach meinen alten Freund besuchen, selbst hören. — Um wie viel meinen Sie, daß es sich handelt in diesem Falle?“

„Je nun, im Grunde nur um einige hundert Thaler, wenn Alles bezahlt wird, er verlor wohl mehr den Kopf, oder will sich sicherstellen gegen die Kinder.“

„Und haben Sie meine Schuldscheine bei sich?“ fuhr der Präsident nach einigem Ueberlegen fort, eine Idee, welche er soeben hatte, wieder fallen lassend.

„Sie liegen in meinem Sekretär — es sind zweitausendvierhundert Thaler nebst etwas über hundert Thaler Zinsen, — hier habe ich eine kleine Notiz darüber.“

Es fand dann noch ein längeres, intimeres Gespräch zwischen Beiden statt, der Präsident drückte dem Rechtsmanne zuletzt einige Goldstücke in die Hand — den Lohn für eine Frist von etlichen Tagen, dann entfernte sich Jener.

Stöhnend sank der Präsident auf einen Stuhl und schlug die Hände über die Augen.

„Großer Gott! — warum verfolgst du mich so! . . .“

Eine furchtbare Bitterkeit trat in seine Seele, — einen Moment kam ihm die Idee, den Kampf mit dem Dasein aufzugeben und Gott die Verantwortung für die Folgen zuzuschreiben. Dann aber ermannte er sich, nahm seinen Hut und ging in's Freie. Er wollte allein sein, er mußte nachsinnen, wie ihm zu helfen sei — etwas mußte geschehen.

Unten an der Thüre stand John, in einer rothen Livree heute, und nahm soeben das schöne Bouquet in Empfang, welches ein Diener des Kommerzienrathes allmorgendlich hier abzugeben pflegte.

Ein Knizeln der hohen Stirn, ein Stich im Herzen und er schritt weiter und grüßte herablassend die Menschen, welche vor ihm den Hut zogen. Er verlor sich dann in die einsamsten Wege des Schlossgartens. Er bemerkte natürlicherweise die beiden jungen Damen nicht, welche an ihm vorüberfahren und sich gegenseitig anstießen, als sie ihn erblickten und ihm nachsahen . . .

Sie stiegen vor einem Handschuhgeschäft unsern des Zwingers aus und gingen dann zu Fuß nach Hans. Diese nahmen nun ihrerseits nicht wahr, wie ein Herr, welcher sich mit ihnen in dem Laden befunden hatte, in die Thüre des Geschäfts trat und sie mit seinen Augen eine Weile verfolgte; es war das ein großer Mann von etwa dreißig bis dreißig und dreißig Jahren, mit einer hohen Stirn und einem ernsten, offenen Gesicht, anscheinend keiner von den Männern, die allen hübschen Frauen nachsehen.

In der Nähe des Hauses begegneten sie Karola und dem Diener, der einen Korb trug; sie begab sich auf den Markt. — Man begrüßte sich flüchtig, Marie nahm aber die Gelegenheit wahr, das gnädige Fräulein mit ihrer Pensionsfreundin Fräulein Wild bekannt zu machen, dieselbe, von welcher sie ihr schon gesprochen hatte.

Eine Viertelstunde später — Marie saß an einem der Fenster, die nach dem Hofe hinausführten — sah sie den Lieutenant auf den Stall zuschreiten.

Dort lungerte John herum, sein Briemchen in der linken Bocke, die Hände auf dem Rücken, und sah dem Diener zu, welcher ein Pferd, welches die Decke halb verbarg, langsam auf und ab führte. Wie der Dragoner seinen Herrn kommen sah, zog er die Hülle herunter und der Gaul stand nun, bloß mit Sattel und Zaumzeug bekleidet, da, ein Dunkelbrauner, mit violetten Lichtern auf dem glatten Haar, eine Schönheit, Alles Eisen und Stahl, mit einem kleinen trockenen Kopf, großen Nüstern und großen, feurigen Augen, die es jetzt, die Ohren spitzend und den schlanken Hals biegend, seinem Herrn aufmerksam entgegenwandte.

Der kleine graubraune Affenpintcher, der dem Lieutenant ungeduldig vorantrippelte, berock erst den Burschen, dann John und zuletzt den Dunkelbraunen, offenbar freudig erregt, eine Art von Willkommen, rechte dann die Hinterläufe weit hinaus, so daß der aufgetragte Sand davonslog, und lief aufgeregert seinem Herrn entgegen, in Einem fort dabei mit dem Schwanzstämpfchen wedelnd, das man ihn gelassen hatte.

Der Bursche trat an den Kopf des Pferdes und nahm die Hacken zusammen, John zog den Hut, der Lieutenant faßte an die Mütze und nickte dem Schotten zu, dann umging er das Pferd, that einige Fragen und schwang sich in den Sattel. Während er sich in denselben zurecht setzte und mit der linken Hand die Zügel anzog, faßte er mit der Rechten in die Brust, zog einen Brief heraus und reichte ihn dem Dragoner; dabei gab er demselben offenbar einen Befehl.

Der Affenpintcher klaffte gellend vor lauter Lust und sprang an dem Pferde empor.

Marie küßte Elisabeth's Hand auf ihrer Schulter. Ohne sich umzuwenden, sprach sie fröhlich:

„Gelt — das ist ein schmuder Offizier, der Herr Better! — Ich gäbe was darum, könnte ich auch so im Sattel sitzen.“

„Hast Du es nie versucht?“ fragte Jene, geschützt durch die Vorhänge, mit Interesse dort hinunter sehend.

„Einmal in meinem Leben in Wien. — O! ich hatte sehr viel Angst dabei.“

„Das glaube ich nicht.“

„Ich bin auch in Baden auf einem Esel auf die Raubeneck und die Weilburg und einmal auch zu der Spinnerin am Kreuz geritten, aber ein Ross habe ich nur selten bestiegen, vierundzwanzig Lehrstunden in der Manège ausgenommen. — Du freilich, Du rittst auf Elephanten, Dromedaren und wer weiß auf was sonst noch für wilden Thieren.“

„Er sitzt gut zu Pferde,“ sprach Elisabeth, in Einem fort hinunter schauend.

„Du, — verließ' Dich nicht in ihn, sonst kriegst Du Deinen Onkel zum Schwiegervater und die arme Helene weint sich todt.“

„Wer weiß denn, ob er mich möchte!“

„Eine so gute Partie!“ versetzte Marie, sich herumwendend. Sie sprachen noch eine Weile von dem Better, während derselbe längst zum Thore hinaus war, dann öffnete Marie das Fenster und rief nach John, der unten mit dem Dragoner stand,

dem er das Priemen beibrachte und plauderte. John sollte mit den Indiern hinausfahren an den Strom, damit sie nicht melancholisch würden.

„Was machtest Du da unten?“ fragte Elisabeth.

„O, — ich schnadte nur ein wenig mit dem Diener vom Herrn Lieutenant,“ versetzte dieser trocken, aber mit beweglichen Neuglein.

„Was war das für ein Brief?“ fragte Marie dazwischen und sah ihn an.

„O — ich weiß nicht — ich glaube an das Fräulein, welches die Blumen sendet.“

„So? — und was erfährst Du sonst noch von dem Dragoner?“

„O! . . . Der Herr Lieutenant ist ausgeritten auf dem Dagomar, seinem Rennpferde; das andere von den beiden hat er verkauft.“

„Hat er ein gutes Geschäft gemacht.“

„No, — nicht daß ich wüßte, denn er hat nur verkauft, um Geld zu haben.“

Die Mädchen sahen sich an.

„Und sagt der Bursche, der Lieutenant hat nicht mal behalten das Geld, sondern hat es gegeben seiner Schwester. Er hat es selbst gesehen.“

Der trodene John war ein ziemlich aufmerksamer Beobachter nach alledem und verstand auch zu sprechen, wenn er wollte.

„Und ist der Dagomar ein gutes Pferd?“ fragte Elisabeth, um über jenen heiklen Punkt hinwegzukommen.

„Oh yes, sehr gutes Pferd. — Er hat gewonnen damit schon viele Wetten — ein englisches Pferd,“ fügte er mit Nachdruck hinzu.

„So? — nun das freut mich, John. Nun hole einen Wagen und schaffe Deinen Freunden eine tüchtige Bewegung.“

John verneigte sich und ging hinaus. Mit seinen Indiern und einem großen Blumenflor fuhr er an eine abgelegene Stelle des Stromes und schaute mit dem Rutscher hernach gelassen zu, wie der Parse die Blumen in den Strom warf und mit gekreuzten Händen sich bald gegen ihn, bald gegen die Sonne verneigte.

Asta stand stumm, mit ebenfalls über der Brust gekreuzten Armen neben ihrem Landsmann und schaute ihn zu mit ihren schmachttenden, tiefen Rehaugen, aber ohne sich zu regen und an jenem Opfer Theil zu nehmen, denn sie war eine Buddhistin, ihr Glaube und die Gebräuche desselben waren andere. Ihre Duldsamkeit hätte aber manchen Großen beschämen können, sie spottete nicht über die Religion ihres Landsmannes, sie fühlte einen heiligen Schauer und ihre Gedanken und Gebete fanden friedlichen Raum neben jenem Opfer des Andersgläubigen. Nur die Großen verbrennen sich unter einander — des Glaubens wegen.

Siebenzehntes Kapitel.

Am Abend desselben Tages hatten die Beiden nach Menschen suchenden Freundinnen ein kleines Abenteuer zu bestehen, welches leicht für sie von unangenehmen Folgen hätte sein können. Die Luft war gar so lau und verlockend, es zog sie unwiderstehlich hinaus in's Freie. Sie machten Toilette,

banden sich dicke Schleier vor und verließen das Haus, wie gewöhnlich, unbemerkt. Um diese Zeit glaubte man die Tante bereits nach so und so vielen half and half der Ruhe übergeben.

Sie nahmen einen Wagen und fuhren nach der Terrasse. Sie fanden durch Hilfe des Kellners einen kleinen freien Tisch, bestellten sich ein Abendbrod und genossen alle Eindrücke des Augenblicks. Die Terrasse liegt am Ufer des Stromes. Ein weiter, freier Platz breitet sich vor einem stylvollen Restaurant aus; zwischen Blumen, Bostets, auf Marmorfliesen sitzen hier allabendlich Hunderte von Menschen und genießen den zauberhaften Blick und hören die herrliche Musik.

Tief von unten herauf aus dem Dunkel erglänzt der breite Strom mit seinen Lichtern, funkelt gespenstisch die Wasserfläche; dort hinten überspannen sie zwei stattliche Brücken, deren Laternen sich in langen, zitternden Streifen in derselben wieder spiegeln. Drüben liegt die Neustadt mit ihrem Glast von Gas und Tausenden von rothen und gelben Lichtern, und weiter hinaus umsäumt die Ufer die Willenvorstadt mit ihren Palästen, aus denen hie und da ein heller Lichtschein durch das Dunkel aufzuckt. Das Ganze gleicht einem phantastischen Märchen, gegen welches die Sinne sich niemals abstumpfen, und sähe man es täglich.

Die beiden Freundinnen gaben sich ganz dem Reize des Augenblicks hin. Sie verzehrten ein hübsches, fröhliches Mahl, tranken eine halbe Flasche Champagner dazu, lauschten der Musik und betrachteten ihre Umgebung. Stuhl stand hier bei Stuhl, Tisch bei Tisch, und die Köpfe bildeten eine förmliche Wand, so daß der Gesichtskreis beschränkt war, aber nach einer Richtung hin hatten sie Aussicht, denn ihr Platz befand sich unfern des Hauptweges, und zwischen den verschiedenen Lücken hindurch konnten sie beobachten, was dort vorging.

Schon seit längerer Zeit waren sie aufmerksam geworden auf zwei Damen, welche dort saßen, sehr gepußt und ziemlich laut und etwas auffallend in ihrem Wesen.

Marie stieß Elisabeth an und deutete vorsichtig dort hinüber; sie bemerkten neben jenen Damen nämlich jetzt einen Herrn, einen Bekannten noch dazu. Unwillkürlich band Marie den grauen Schleier höher um das Kinn, denn jener Hinzugekommene war niemand Anderes als Egbert von Steinfurt, der Assessor.

„Dein ehemaliger Courmacher klebt immer noch am ewig Weiblichen,“ scherzte diese.

„Der ahnt nicht, wer hier sitzt!“ versetzte Elisabeth mit einem kleinen Stirnrunzeln und einer Miene des Abscheus.

„Der Schreck wäre ein doppelter.“

„Er scheint dort gut bekannt zu sein, die Konversation geht ziemlich lebhaft.“

„Ich vermag Dir gar nicht zu sagen, wie zuwider mir dieser Herr Nefse ist und mit welcher Mühe nur die alte Tante oft das Gelüft unterdrückt, dem jungen Herrn einmal gehörig die Wahrheit zu sagen. Es liegt so etwas Gemeines, Selbstüchtiges in der Natur dieses Menschen.“

„Ein Heuchler und ein Egoist. — Enterbe ihn!“

— doch ich bin undankbar, er bemüht sich, mir den Hof zu machen.“

Unfern von ihnen rasselten Säbelscheiden über den Fliesen und zogen ihre Blicke dorthin. Sie sahen einige Reiteroffiziere, welche die Cigarre im Munde, in der Zwischenpause auf und ab schlenderten und ziemlich ungenirt das Publikum, die weibliche Hälfte desselben vor Allem, musterten.

An dem Tische, an welchem der Assessor saß, blieben sie stehen und wechselten mit diesem und seinen Damen einige kurze Worte, dann kamen sie langsam herauf, gingen unweit von ihnen vorbei, entfernten sich dann und kehrten abermals zurück.

Einer von ihnen, ein hübscher, rothbäciger Husar mit einem ziemlich arroganten Gesichte, machte zuerst die Entdeckung, daß dort zwei einzelne Damen saßen. Er blieb stehen, klemmte den Kneifer fest in's Auge und machte seinen Begleiter auf sie aufmerksam; er that das mit einer Ungenirtigkeit und Sicherheit, die von großer Praxis und Selbstschätzung Zeugniß gab.

Die beiden Mädchen sahen kaum, daß man sie auf's Korn nahm, als Marie auch sofort ihren Schleier noch mehr vor das Gesicht zog und diesem nach Möglichkeit einen fremden Ausdruck verlieh. Elisabeth, im Gefühle ihrer Sicherheit, richtete sich auf und ließ ihr schönes Auge dort hinüberspielen, fest und voll weiblicher Würde. — Wie wenig kannte sie aber diese Leute!

„Auf Ehre, Rothkirch — sie gibt Feuer,“ sprach ein magerer, kleiner Reiteroffizier mit einem komischen, grämlichen Gesicht und einer merkwürdig dünnen und durchdringenden Stimme.

„Um Gottes willen, schau' nicht hinüber,“ bat Marie, mehr belustigt im Grunde, als erschrocken.

„Freche Gesellschaft! ... Und so häßliche Menschen,“ verlegte Elisabeth, sich langsam herumwendend.

„Ganz verschleiert die Eine — das hat was zu bedeuten, lieber Stern, das muß untersucht werden,“ sprach der Husar mit einem zufriedenen Lächeln, faßte seinen kleinen Kameraden unter den Arm und kam mit demselben den schmalen Quergang herunter, rechts und links anstoßend an Stühle oder Schultern.

Neben den beiden Damen blieben sie einen Augenblick stehen und musterten sie ungenirt. Als diese aber mit keiner Wimper zuckten und an ihnen vorbeisahen, als wären sie Luft, schien ihnen ihre Position ein wenig unbehaglich zu werden.

„Entweder sehr häßlich, oder zu schön für uns arme Sterbliche,“ sprach der Reiter mit einem kümmerlichen Lächeln und zog den Husaren mit sich fort.

„Gottlob! die wären wir los,“ sprach Elisabeth halb zornig, halb lächelnd, als sie außer Hörweite waren.

„Wenn noch zum wenigsten ein recht hübscher dabei gewesen wäre, aber zwei solche Vogelscheuchen,“ scherzte Elisabeth.

„Nun, der Husar war nicht übel, nur zu arrogant.“

Der Kellner kam und brachte ihnen das Dessert. Sie begannen dieses zu verzehren. Ein Gerassel von Säbeln ließ sie von Neuem anschauen, in ihrer Nähe erblickten sie abermals blaue Röcke, dieses Mal aber waren es ihrer fünf. Sie standen in dem Hauptwege, musterten sie mit einer indolenten

Miene, als wären sie gute Prisen, und berathschlagten, wer sie sein könnten.

„Es gibt nur ein Mittel hier — ich kenne diese Herren, sie sind überall dieselben, — so thun, als ob man sie gar nicht bemerkt,“ sprach Marie, welche der Freundin zornige Miene gewahrte.

„Eine Unverschämtheit sondergleichen! ich werde den Kellner rufen.“

„Aergere Dich nicht, — laß ihnen das Vergnügen. Ich denke, wir sitzen noch gar manchmal hier, härten wir uns ab.“

Zwei andere Herren drängten sich durch den schmalen Gang, fixirten sie scharf und gingen unbeachtet weiter; das Publikum begann bereits aufmerksam zu werden, einige anzügliche Bemerkungen folgten den Abziehenden auf den Fersen.

Für eine Weile verschwanden Alle, dann aber plötzlich kehrten sie mit Sulkurs zurück, der Diplomat hatte sich ihnen zugesellt.

„Du — jetzt wird es ernst,“ raunte Marie der Freundin zu.

„Laß ihn nur kommen!“

„Aber wenn er Dich erkennt, Fräulein Luz aus Bern?“

„Er wird es nicht — und wenn auch.“

Sie unterbrach sich.

„Auf Ehre — reizend!“ sprach eine laute, gezielte Stimme.

„Mich soll doch wundern, ob hier ein paar anständige Frauen nicht unbelästigt sitzen können,“ sprach Marie ziemlich laut, die Köpfe einiger Herren und Damen wandten sich herum, mit einem Ausdrucke von Zustimmung.

Der Diplomat, die Hände hinten unter den Rock gesteckt, gefolgt in einiger Entfernung von dem Husaren, kam jetzt den Gang herunter, sein unverschämtes, häßliches Gesicht leuchtete im Lichte des Gases, verzerrt von einem suffisanten Lächeln.

Vor dem Tische der Damen blieb er stehen und musterte diese — er fuhr zuerst ein wenig zurück und sah ziemlich albern aus, wie Jemand, der eine Ueberraschung erfährt, dann lächelte er abermals und noch suffisanter, — er hatte sich getäuscht.

„Fräulein von Meerfak, wenn ich nicht irre,“ redete er, nachlässig seinen Hut ziehend, dieselben an, — die Blauen stießen sich an und lachten — was für ein ver schneidiger Kerl der Steinfurt war!

Es erfolgte keine Antwort.

„Sie gestatten gewiß, daß ich mich auf einige Augenblicke zu Ihnen setze, meine Damen,“ damit nahm der Assessor ohne Weiteres neben Marie Platz, welche ihren Schleier bis zur halben Wange heraufgezogen hatte. Entrüstet wollte Elisabeth sich erheben; aber Marie hielt sie fest.

„Kellner!“ rief sie, ohne eine Miene zu verziehen.

„Madame!“

„Entfernen Sie diesen Lästigen und bringen Sie Eis!“ befahl sie laut.

Ein schallendes Gelächter der umstehenden Gäste folgte diesem Akt der Selbsthülfe; man nahm offen Partei für die Damen, Worte wie „Flegel“, „Unverschämter“, „hochgeborener Pöbel“ und dergleichen wurden vernehmlich.

„Mein Herr!“ sprach der Kellner etwas verlegen.

„Ich weiß in der That nicht . . . eine solche Art und Weise!“ — weiter kam der Diplomat nicht, — es war die höchste Zeit. Er steckte alle jene Aeußerungen der Entrüstung ein und gab eilig Fersengeld — er ward hernach nicht mehr gesehen.

Als der Schrecken und der erste Zorn vorüber waren, lachte Marie still in ihr Taschentuch.

„Den haben wir wacker heimgesandt,“ sprach sie, sehr zufrieden mit sich selbst.

„Ein unverschämter, schamloser Mensch!“ versetzte Elisabeth noch athemlos. „Wart' nur, Dir will ich es gedenken! — Ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich jene Art von Männern hasse; sie verwehren uns Frauen geradezu, uns in der Welt zu bewegen, wie wir Willens sind. Man ist ja beinahe gezwungen, nirgends mehr öffentlich sich zu zeigen.“

„Nun — ich empfehle Dir den Herrn Neffen; er hat ja so noch einen Stein bei Dir im Brette,“ scherzte Marie. „Weißt Du, in Wien und Brunn, da sind sie auch nicht besser, aber man lernt sich wehren.“

Das Konzert war aus, ein großer Theil der Gäste erhob sich, um den Heimweg anzutreten, Andere blieben sitzen, um noch länger die frische, feuchte Strömung zu athmen.

Die Beiden sahen sich in die Augen, nickten sich zu und blieben — der Abend war gar zu bezaubernd. Sie sahen in das Gewühl der Aufbrechenden, schoben die Füße vor und lehnten sich bequemer zurück. Man hatte ja nun Platz auf einmal, man athmete freier. Sie hingen Beide eine Weile ihren Gedanken nach. In dem Herzen von Elisabeth war heute ein Durst nach Rache, welcher ihr sonst völlig fremd war, während Mariens leichtbeschwingte Phantasie in die Ferne schweifte.

„Weißt Du was?“ hub sie plötzlich an, „Laß uns fortgehen von hier; die ganze Gesellschaft ist der Mühe nicht werth . . . Wenn wir nach Paris führen, wo uns Niemand kennt, und erst das Leben einmal mit vollen Zügen genießen! — Sieh', Schatz, was haben wir denn eigentlich bisher gehabt vom Dasein? . . . Nichts wie Placerei und Aerger, die Flügel waren uns böß verstopft, wie jungen Raben, die das Klappern lernen, damit sie nicht fortfliegen. — Nun ist das aus, — der Himmel hat ein Einsehen gehabt, er hat Dir einen hübschen goldenen Brocken herunter geworfen, — was plagst Du Dich also von Neuem? — Laß uns einen vernünftigen Entschluß fassen und vorerst die Freiheit einmal recht genießen, einen tüchtigen Flug machen durch die weite, schöne Welt!“

Elisabeth, das schöne Haupt in die Hand gestützt, hörte sinnend ihr zu; sie schien nachzudenken, die Verführung lag ja so nahe. Plötzlich aber schüttelte sie sanft mit dem Kopfe und sah zu Marien auf:

„Führe mich nicht in Versuchung,“ sprach sie lächelnd und drohte mit dem Finger. Dann richtete sie sich energischer auf und fuhr fort: „Aber in Einem hast Du Recht, ich will mich nicht grämen und besorgen, weil es schlechte Menschen gibt und diese mir so nahe stehen. — Ich verfolge mein Ziel!

— Nur etliche Wochen noch und Dein Wunsch soll erfüllt werden. — Auch ich möchte fliegen!“

„Nun, das ist gescheit! — Weißt Du, ich hatte schon Angst: früher warst Du immer die Lustige, Unternehmende — jetzt ist das umgeschlagen in's Gegentheil.“

„Das machte die Verantwortung und die Sorge um die Zukunft.“

„Verantwortung! — Wem bist Du eine solche schuldig? — Geh', verdirb mir den schönen Abend nicht. Weißt Du, Lisel, ich bin heute so aufgelegt, ich wäre im Stande und machte noch einen recht dummen Streich.“

„Was können arme Frauenzimmer wie wir beginnen? — kaum darf man es ja wagen, sich in's Freie zu setzen. — O, diese abscheulichen Männer!“

„Sag's nicht so laut, sonst kommt gleich wieder Einer gelaufen,“ warnte Marie mit einem fröhlichen Gesicht.

Sie standen auf, faßten sich unter und gingen Arm in Arm auf der Terrasse auf und nieder; dann, als sie bemerkten, daß es leerer wurde, bezahlten sie ihre Zechen und ließen sich vom Kellner ihren Wagen holen.

„Nach der Stadt!“ befahl Marie. Sie wollte gern noch einen Umweg machen, sie, die Großstädterin, liebte es so sehr, durch die menschenfüllen, von Gasflammen erhellten Straßen zu fahren. — Es war ein Glück, daß sie nicht den Namen ihres Hotels nannte, denn kaum zogen die Pferde an; als wie aus der Erde gewachsen drei Uniformen aus dem Dunkel auftauchten. Offenbar hatte man den Glauben, eine leichte Eroberung zu machen, noch nicht aufgegeben und ihnen aufgelauret.

Beide Mädchen bemerkten sie zu gleicher Zeit und erkannten sie wieder, wenigstens zwei von ihnen, den Husaren und den kleinen, grämlichen Reiteroffizier, nur der Dritte war ihnen unbekannt: ein großer, hübscher Mensch, mit aufgedrehtem Barte. — Sie lächelten ein wenig belustigt, triumphirend, im Gefühl ihrer Sicherheit, aber sie lachten leider zu früh. Zu Fuß allerdings hätten diese auf Abenteuer erpichten Herren ihnen nicht zu folgen vermocht, aber an der nächsten Ecke schon wartete ihrer ein Wagen und nun gab es eine Jagd.

Die Gesichter der beiden jungen Damen nahmen auf einmal einen ganz veränderten Ausdruck an; — was nun? . . . Wenn sie nach Haus fuhren . . . das war unmöglich . . . retteten sie sich in's Hotel, so erfuhr man ebenfalls, wer sie waren; das Mindeste war dann doch, daß Miß Herford ausziehen mußte, um allen Nachforschungen und Verfolgungen zu entgehen. — Sie beriethen lebhaft hierüber mit halber Stimme, während die Offiziere hinter ihnen herfuhrten.

„Wir fahren so lange die Kreuz und die Quer, bis sie es aufgeben,“ flüsterte Marie energisch.

„Um Gottes willen, sieh' Dich nicht um.“

„Gewiß nicht. — Gib nur Acht, sie bekommen es satt.“

„Wenn sie zwei Stunden lang die Geduld hatten, auf uns zu warten, so fahren sie gewiß noch zwei andere hinter uns her. — Das nützt uns nichts. Am besten ist's, wir fahren vor ein anderes Hotel.“

„Beileibe nicht! Was würde man von uns denken; mit einem solchen Gefolge! Wir kämen da in eine üble Situation.“

„So bitten wir einen Konstabler um seinen Schutz.“

„Ja gegen wen denn, — was will er machen? Die Herren fahren ja nur hinter uns drein, dieselbe Straße.“

„Es ist unausstehlich! Ich bin außer mir.“

„Und liebes Herz, wir müssen es so machen, daß es den Herren nicht zum zweiten Male einfällt, uns zu inkommodiren.“

„Das ist leicht gesagt, aber wie?“

„Ich denke eben alle meine Rollen durch, ob nicht irgendwo eine Entwicklung vorkommt, welche uns retten könnte.“

„O, in den Theaterstücken, — da ist Alles Erfindung und Verstellung!“

Sie lachten, trotz der peinlichen Situation.

„Es ist aber doch unglaublich,“ hub Elisabeth dann wieder ernster an, in der der Horn und die Entrüstung schnell wieder die Oberhand bekamen, „daß zwei anständigen Damen, hier in einer Stadt wie D., so etwas passiren kann.“

„O! für die ferneren Male wüßte ich Rath, — nur wollte ich, wir wären heute erst diese Unholde los.“

Die drei Offiziere im zweiten Wagen hatten eine Wette gemacht mit den Uebrigen: sie wollten es noch heute herausbekommen, wer die Damen waren. Bei Stephani hernach oder spätestens morgen, sollte dieselbe ausgetrunken werden. Sie fuhren darum so hartnäckig hinter den zwei Damen her, von denen sie nur die Hutfedern und Schleier erblickten, ein wenig animirt von dem genossenen Getränk und von der Jagd auf Edelwild. Plötzlich sahen sie, wie der vordere Wagen hielt, wie die Damen ausstiegen und in das Hotel Viktoria traten.

„Aha!“ sagte der Husar mit seinem selbstzufriedenen Lächeln, „nun haben wir sie fest.“

Gelassen, denn sie hatten nun ja keine Gile mehr, warteten die Drei, bis der Kutscher den Schlag geöffnet hatte, und stiegen zur Erde. Sie bezahlten und gingen in das Hotel, Jenen nach.

„Portier, es sind jeben zwei Damen hier abgestiegen,“ redete der kümmerliche den goldbetrefften Portier an, der ihnen mit der ganzen Würde seines Standes entgegentrat.

„Gewiß, mein Herr, dieselben sind auf ihre Zimmer gegangen.“

Er zog die Börse mit einiger Ostentation und fuhr mit seinem dünnen Stimmchen fort:

„Ich möchte gern wissen, — hm! . . . wer sind die Damen?“

Der Thaler lag schon in der hohlen Hand.

Der Portier schien zweifelhaft zu sein — er sah recht wohl, um was es sich hier handelte, der Kampf war aber nur kurz.

„Frau von Bredau mit Cousine aus Berlin.“

„Ah! — Sagen Sie — hm! — eine wirkliche Frau von Bredau?“ Hier machte der kümmerliche ein sehr vielfagendes Gesicht und trat zweimal von einem Fuß auf den andern.

„Frau Majorin von Bredau,“ versetzte der Portier

noch einmal mit Würde, wohnt seit Mittwoch hier, erwartet ihren Gemahl zurück, der sich ankaufen will, und erhält Besuche von Personen aus den höchsten Ständen.“

„Ah!“

Er guckte sich um, der Husar sah ziemlich ärgerlich drein, der Schöne zog an seinem Barte.

„Hier nehmen Sie, — danke Ihnen.“

„Darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Thut nichts zur Sache . . . 'n Abend.“

Damit machte er Kehrt und rasselte mit den Uebrigen hinaus, während der Portier und der kleine Ausläufer in seiner blauen, mit Knöpfen besäten Jacke ihnen spöttlich nachsahen.

Ein Goldstück in der Hand, waren nämlich kurz vorher zwei Damen in das Vestibül getreten, ein Portier hat für so etwas gemeiniglich einen scharfen Blick.

„Wir werden von Zudringlichen verfolgt,“ hatte die Eine derselben ihn angerebet. „Hat dieses Hotel einen zweiten Ausgang?“

Der Portier zog höflich die Mütze, denn er fühlte das Goldstück bereits in seiner Hand.

„Sehr wohl, meine Damen.“

„Man folgt uns auf den Fersen, ich bitte schnell.“

„Treten Sie gefälligst hier herein.“

Er öffnete eine Thür und schloß dieselbe nach einem Blick nach rückwärts schnell hinter sich zu.

„Sagen Sie den Herren, wenn sie fragen sollten, irgend einen beliebigen Namen, weisen Sie sie streng ab,“ sprach Elisabeth mit Würde, im Innern empört darüber, daß sie vor jenen Unverschämten flüchten mußten.

„Drei Offiziere,“ ergänzte Marie.

„Bitte, hier über den Hof und dann gerade die Allee hinunter.“

„Ich danke.“

Sie hatten rasch die Nebenstraße gewonnen, beide Mädchen schritten dieselbe Arm in Arm, fest aneinander geschmiegt, eilig hinunter.

Der Portier sah ihnen nach, betrachtete dann im Vorüberrischen an den Gasflammen sein Goldstück und trat rechtzeitig genug in das Vestibül, um den Verfolgern Rede und Antwort zu stehen. Als Jene hinaus waren, lächelte er still in sich hinein, griff dann großmüthig in die Tasche und gab dem Ausläufer in Husarentracht ein Fünfgroschenstück.

Die beiden Freundinnen waren mittlerweile schnell die Straße hinuntergeeil, hatten einen Arbeiter um Auskunft gebeten und waren dann links abgebogen. Sie begegneten einer leeren Droschke, stiegen hinein und fuhren nach dem Hotel Bellevue, immer in Angst unterwegs, jene blauen Uniformen wieder hinter sich zu erblicken.

Sie gelangten aber unangefochten dorthin und konnten sich in ihren sicheren, behaglichen Zimmern nachher von ihren Abenteuern und der überstandenen Angst erholen.

Der Vorfall hatte übrigens noch ein kleines Nachspiel: am nächsten Morgen gab es eine eigenthümliche Ueberraschung zum Frühstück: im D. Kurier fanden sie ein Eingefandt. Es wurde darin von irgend einem der Augenzeugen den übergalanten

Herrn gehörig der Kopf gewaschen. Man forderte die Polizei und Kommandantur auf, Maßregeln zu treffen, daß harmlose Gäste und vor allen Dingen anständige Damen nicht fürder in einer solch' geradezu unerhörten Weise, wie gestern geschehen sei, durch Leute, welche noch dazu Uniform trügen oder sich zu den Gebildeten rechneten, belästigt würden.

Man nannte die Namen: von Rothkirch, von Stern und von Steinfurt, erbot sich Zeugen zu nennen und forderte Bestrafung.

„Hier, lies — Welch' eine wohlverdiente Zurechtweisung!“ sprach Elisabeth, Marie das Blatt hinüberreichend, „sie stehen Alle in der Zeitung.“

„Ah! wohl nur Dein Scherz!“ versetzte diese ungläubig, begann aber gleich darauf laut zu lachen.

„Das freut mich, — jetzt werden wir künftig Ruhe haben,“ sprach sie in die Hände klatschend.

„Lieber wäre es mir allerdings gewesen, wir wären in unserer Verborgenheit geblieben.“

„So? — und dürften keinen Fuß mehr vor die Thür setzen.“

„Geh', — befiehl heute Abend eine große Assemblée in Deiner lieben Familie, denn ich habe große Lust, den Diplomaten etwas zu zwicken. Thu' mir die Liebe, — mach' heute wieder ein wenig die Tante.“

Elisabeth sah sehr nachdenklich da. Diese ganze Geschichte verdroß die feinfühlende Seele ungemein; sie fand nicht sogleich ihren gewöhnlichen Humor wieder. — Sie schaute mit einem Schatten auf der Stirn durch die hellen Fensterscheiben hinaus in den blauen Morgenhimmel und überlegte, welche unangenehme Folgen möglicherweise für sie aus dem gestrigen Zwischenfall und dieser Zeitungsnotiz noch erwachsen könnten. Dann plötzlich erhob sie sich.

„Komm', wir wollen uns ankleiden; ich werde Deinen Rath befolgen und heute mich sichtbar machen. Es war schon längst meine Absicht.“ Eine halbe Stunde später verließen sie zu Fuß das Hotel und gingen wohlverschleiert heim.

Achtzehntes Kapitel.

Es gibt Personen, welche einen bestimmten Familienegoismus besitzen, das heißt solche, die Anderer Leid kühl läßt, wenn es den Ihren nur erträglich geht, die aufgehen in ihren Angehörigen, sich opfern sogar, während ihr Herz gegen Alles, was außer denselben liegt, dreifach gepanzert ist; zu dieser Spezies gehörte Karola von Steinfurt.

Wenn die herbe Jungfrau in den Zeitungen von einem Erdbeben, oder einem Schiffbruche las, so ließen die Opfer, die solche Katastrophen kosteten, sie völlig kalt; nicht einmal die lokale Entfernung machte darin, wie bei den meisten anderen Menschen, einen Unterschied; ob in Hinterindien oder im eigenen Lande Menschen zu Hunderten verunglückten, was verschlug es sie, — wenn nur die Ihren und sie selbst nichts anfocht!

Im Gegentheil, sie fand sogar eine Art von Genugthuung darin, wenn es auch anderen schlecht ging. War aber eines ihrer Geschwister unpäßig, oder von Unannehmlichkeiten bedroht, oder las sie neuenummer von der Stirn ihres Vaters, dann kam

plötzlich Leben in dieses seltsame Wesen, dann verzehrten sie die Sorge und Unruhe und sie konnte sich selbstlos körperlich aufopfern, um Jenen zu helfen.

Der Tag, den Marie und Elisabeth gestern so stürmisch beschlossen hatten, war für Karola ein Tag unendlicher Trauer gewesen. Am Morgen hatte sie mit Erstaunen bemerkt, daß ihr Vater viel früher als gewöhnlich, ja ohne den Registrator abzuwarten, ausgegangen war. Wie konnte er hinausgekommen sein, ohne daß ihr wachsames Auge ihn bemerkt hatte? — Sogleich begannen nun natürlich ihre Sorgen, sie marterte sich ab mit den schrecklichsten Vorstellungen und empfand zugleich eine peinliche Neugierde, was ihn fortgeführt haben konnte.

In seinem Zimmer, in dem sie genau Bescheid wußte, gab nichts ihr Aufschluß über dieses Räthsel. — Sie mußte hernach auf den Markt, um einzukaufen; ihre Gedanken wurden dadurch ein wenig abgelenkt. Als sie dann nach Hause kam, erfuhr sie, — sie hatte hinübergeschickt — daß ihr Vater auf seinem Bureau sei; sie athmete auf . . . mit einem Gottlob!

Die Aermste, ihre Phantasie war ihr Feind, sie zeigte ihr stets sogleich die schrecklichsten Bilder. — Bekümmert von der Härte des Schicksals war der Vater ihr in der letzten Zeit erschienen, — wie leicht, wenn der Becher überließ, konnte derselbe nicht auf böse Gedanken kommen! . . . Sie schauderte . . . Aber er war ja da, auf seinem Bureau, er lebte — sie athmete freier, die Aermste.

Als der Präsident hernach aber heim kam und sie seine sorgenschwere Miene sah, begann der Kummer von Neuem. Sie ahnte das Rechte, sie kannte ihn zu genau und bald begann er auch zu reden: Schmelzer hatte Konkurs angemeldet, er mußte zahlen, eine große Summe, in wenigen Tagen schon. — Wie sie erblaßte und nach dem Herzen griff!

Er war bereits in aller Frühe bei einem seiner dunklen Geschäftsfreunde gewesen, aber umsonst; er wollte es am Abend nun bei einem andern versuchen, — das war seine letzte Rettung! . . . Fast dreitausend Thaler mußte er schaffen, sonst war er entehrt.

Der Abendgang zu jenem andern Wucherer war ebenfalls vergebens gewesen, — ganz gebeugt kam der Präsident zurück, in Schweiß gebadet, beinahe unkenntlich. Er hatte gebeten, vorgestellt, sich gedemüthigt vor jenem Schurken, wer weiß, wie tief — umsonst!

Da faßte Karola einen heroischen Entschluß: ohne Jemandem ein Wort zu sagen, brach dieselbe leise, auf den Beinen in das verbotene Revier der Tante ein. Sie wollte diese sprechen, erweichen, um jeden Preis, sie trug es so nicht länger . . . Eine Frau, die fünf Millionen besaß, was waren dreitausend Thaler!

Sie trat in das erste Zimmer. Ein leiser Groggeruch drang in ihre verwöhnte Nase, das Bett war ein wenig in Unordnung, ein Treppenhut und etliche Kleidungsstücke lagen verstreut, sonst war es leer. — Ohne Banken betrat das tapfere Fräulein den nächsten Raum, sie schlug die Portiere zurück und sah in dem matten Lichte, welches aus dem Nebenzimmer fiel,

ein niederes Polsterlager, etliche Kisten und seltsam geformte Gegenstände darauf. Die Portiäre zum dritten Zimmer war offen, helles Licht brannte dort. In dem Scheine desselben unterschied sie die Möbel und auf einem Seitentischchen einen Hund mit großen, außerordentlich glänzenden Augen und eine seltsam geformte Kassette, dieselbe, welche Fräulein Werner trug, als sie ankamen damals mit dem Schiff.

Auf den Behen schlich sie vorwärts, mit angehaltenem Athem. Schon glaubte sie ihre Absicht erreicht zu haben, als sie mit einem Aufschrei plötzlich zurückprallte. — Aus dem Schatten, unhörbar, tauchte jählings eine braune Gestalt neben ihr auf und packte ihren Arm wie mit Schrauben, ihre Augen sahen etwas flimmern, aufblitzen, wie einen gezückten Dolch. Dann tönte ein rauher Gurgelton an ihr Ohr und sie bekommt einen Stoß, daß ihr die Kniee wankten und sie beinahe zu Boden stürzte, — das Licht entfiel ihrer Hand, mit gesträubten Haaren, bleich wie eine Todte floh sie zurück. . . .

Ein Glück, daß Ben so gute Wache hielt, sonst hätte das Fräulein sicherlich das ganze Quartier durchspäht und die Abwesenheit der Tante und deren Begleiterin entdeckt.

Karola hätte übrigens füglich hernach denken können, das Alles wäre nur ein Traum gewesen, ohne die Angst vor dem Zorne der Tante und die blauen Flecken an ihrem Arm, so schnell ging es und so gar keine Folgen zog es nach sich.

In einem leicht erklärlichen Zustande der Auf-

regung erwartete Jene ihre Brüder, mit denen sie Rath pflegen wollte. Sie mußte sich lange gedulden, sie saß, — die Spuren der Sorge und der überstandenen Angst standen deutlich auf ihrem Gesicht geschrieben, — und arbeitete ganz allein und sah häufig nach der Uhr. Gegen Elf endlich kam Egon ein wenig ernst und verstimmt nach Haus. Ohne jede Vorbereitung fiel die Schwester über ihn her und sagte ihm, weshalb sie auf ihn warte. — Es war ein harter Schlag für den Dragoner: er sollte den Dagomar verkaufen, jetzt, wo er eben mit demselben zu den Pester und Wiener Rennen wollte, um Ernte zu halten. — Wobon sollte er existiren, wenn er den Gaul nicht mehr hatte, den legten von seinen Rennpferden!

Sie saßen lange bei einander, mit sehr erregten Gesichtern, und debattirten eifrig.

„Verlier' den Muth nicht — ich schaffe Rath; so oder so, denn natürlich, Schmelzer muß befriedigt werden!“

Damit erhob sich der Lieutenant zuletzt und ging zu Bett, denn frühzeitig mußte er nächsten Morgen schon wieder in den Dienst. Auch Karola packte ihr Nähzeug zusammen und begab sich in ihr Zimmer. Von der ganzen Familie schlief heute eigentlich nur Frida, denn auch der Assessor hatte Allerhand im Kopfe, was ihn wach erhielt, unter Anderem auch die Geschichte mit den beiden Damen, von welchen die eine so ungebildet war und nach dem Kellner rief.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Neas und Neaser.

Von

Dr. Isidor Müller.

Ein kleines, anspruchsloses Büchlein: „Tyroler Alpenbilder“, das ein tüchtiger Bergsteiger und guter Erzähler, der in der Alpenwelt zu Hause ist, Isidor Müller, geschrieben, hat die Sektion Innsbruck-Landeck-Bludenz des österreichischen Touristenklubs (Bozen, Reimann) herausgegeben. Der Verfasser hat ein offenes Auge für alle Reize der Natur, kennt die Menschen in den Bergen seiner Heimat und, was für das Buch sehr förderlich, besitzt einen glücklichen Humor, der sich in der Form seiner Schilderungen angenehm geltend macht. Ein kleines Bild, das wir hier geben, wird der Schrift dankbare Leser verschaffen.

Wie mancher flotte Bergsteiger, wenn er in den Gebirgen Tyrols die innerste Thalsohle verlassend, über mächtig übereinander gelagerte Steinblöcke einem in den Himmel hineinragenden schwarzsimmernden Berggrat zugestiegen ist, hat auf einmal auf irgend einer vorspringenden Ecke ein Trüppchen Hornvieh entdeckt, schlank, röhlich gefleckte Thierchen, mitunter scheckig in's Nüchtraue schlagend, von denen einige verwundert dem etwas seltenen Gaste entgegenschauten, während andere noch zwischen dem Steingeröll heraus würziges Gras sammelten.

Erfreut hat der Bergsteiger diese Thierchen betrachtet, und wenn er mit denselben noch nicht näher vertraut war, hat er gestaunt, daß in Tyrol die Gamseln so zahm sind und klug, daß sie sich gar nicht fürchten, weil sie sehen, daß der Mann, der auf sie zugeht, einen Stock und kein Feuerrohr bei sich hat.

Endlich ist, zu noch größerer Ueberraschung, auf dem Grate eine Figur erschienen, ein junger Bursche, ein Spizhütchen auf dem Kopfe, ein graues Mäntelchen um die Schultern, in der einen Hand einen Stock, in der andern Hand einen Stein haltend, den er schließlich wohlgezielt den Thierchen zusendet, worauf sie einen Sprung seitwärts oder abwärts machen, ohne sich jedoch in weiteren Futterjammeln aufhalten zu lassen. — Es ist ein Hirte, die Thierchen seine Heerde.

Es ist gut, daß sich die Sache in dieser Weise aufklärt, denn sonst hätte die alpine Lejewelt in irgend einem Fachjournal die interessante Notiz zu lesen bekommen: „Im letztverflohenen Sommer machte ich eine Tour durch's Berwallthal auf den Patriolkopf. Beim Aufstieg begegnete mir ein seltsames Schauspiel — zwanzig bis dreißig Gemsen schauten in voller Gemüthsruhe meinem Kommen entgegen, und ließen sich erst von ihrer Morgenmahlzeit etwas verschmecken, als ich einen Stein ergriff und in die Schaar hineinschleuderte, welcher so wohl gezielt war, daß einem jungen Gemsen ein Krüdel wegfiel, welches ich zum Andenken in meinen Rucksack steckte.“

Der Mann mit dem Spizhütchen und dem grauen Mäntelchen ist, wie gesagt, niemand Anderer als der „Neaser“, und das Trüppchen gehörnter Bergkletterer ein Theil seiner Heerde — „die Neasken“.

Die „Neasken“ sind die Kinder, Söhne und Töchter der Gaije oder Schroppenkühe, wie sie von den Eigenthümern, die sonst meistens keine Kuh besitzen, mit etwas Galgenhumor genannt werden.

Die „Neasken“ sind also ein- bis zweijährige Gaiskitzen, mitunter auch Böcklein, die auf diesen höchsten Regionen in unmittelbarer Nachbarschaft mit den Gamsen, mit denen sie wohl auch bisweilen die Weideplätze theilen, die hohe Schule

des Bergkletterns studiren. Nach Absolvierung dieser Schule treten die weiblichen Zöglinge über in das Familienleben, werden Mütter, liefern jährlich ein bis zwei Kitzchen, welche meistens geschlachtet werden, um mit ihrem Fleische den Gourmands einen zarten, wohlgeschmeckenden Braten, mit ihrem Häutchen der Lady Soundsso und wohl auch den geneigten Lesern, Tourist oder Touristin, jene weichen, elastischen Glaces zu liefern, die die Bewunderung der Welt sind.

Nur die wenigsten Kitzchen entrimmen diesem Loose — nur was zum unmittelbaren Nachwuchs absolut nöthig ist, wird am Leben gelassen und bezieht im Sommer die Hochwälder und Hochstritten, wo sie von dem Forstmanne, der ihr größter Feind ist, von Zeit zu Zeit inspiziert werden.

Wesh' dem „Neaser“, der über diese Schaar gestellt ist, wenn von Jemem eines und das andere in der Region des Jungholzes getroffen wird, wo es mit großem Appetit und vielleicht mit etwas Bosheit gerade die jüngsten und zartesten Triebe der harzigen Fichtenstämmchen abbeißt. Sein Leben ist dem Forstmann verfallen, und der „Neaser“, dessen Lohn ohnehin farg genug ist, muß dem Weibe im Dorfe, das die Leiche als die ihres „Neasls“ agnosziert, den Preis ersetzen.

Daraus ist begreiflich, daß der „Neaser“ seine Herde am liebsten in der Nähe der Genssen hält, und daher auch seine Hütte gewöhnlich in den höchsten Regionen unter irgend einem vorspringenden Felsen, der ihm Deckung gewährt, aufschlägt.

Diese Abgeschlossenheit von aller Welt während eines Zeitraumes von vier bis fünf Monaten und der einzige Umgang mit diesen gehörnten Schrottenbewohnern, die meistens sehr unfolgsam sind und wenig Intelligenz besitzen, bringt es mit sich, daß auch meistens der Knabe, dem dieselben anvertraut sind, „der Neaser“, ein recht grober und ungeschlachter Bengel und Fluchbold ist.

Der „Neaser“, welcher vor etwa zwanzig Jahren in der Verwaltunggruppe, in Schönerwall, seine „Neaslen“ hütete und mich von dort bis nach Verbella im Montafon als Führer begleitete, mußte, bevor er seine Herde verlassen konnte, dieselbe etwas zusammenholen, die einen herunter aus den höchsten Felsenzaden, die anderen herauf aus der Nähe des benachbarten Gehölzes. Ich hatte dabei Gelegenheit, die ganze Stala seiner Flüche kennen zu lernen, und mußte sogar zu meinem Mißfallen zusehen, wie der Burche einmal, als ihm seine Schüler kein Gehör gaben, sich niederlegte, die Hand sprachrohrförmig an den Mund hielt und zum Himmel hinauf fluchte, daß ich glaubte, das Gewölbe werde einbrechen. Später beim Uebergang durch die düsteren Hochthäler stellte er das bescheidene Ersuchen an mich, ich möchte ihm, da ich studirt hätte, einige lateinische Fluchformeln aufschreiben, da sein Vieh vor diesem deutschen Geschrei keinen Respekt mehr bezeige.

Später ist er Kofhnecht geworden und dürfte hinreichend Gelegenheit gefunden haben, seine jugendliche Liebhaberei fortzukultiviren. — Doch davon genug.

In der Zeit der hohen Blüte der etymologischen Studien möchte vielleicht mancher der geneigten Leser den stillen Wunsch hegen, zu erfahren, von welcher Abstammung das sonderbar klingende Wort „Neas“ — „Neaser“ sein dürfte.

Zweifelsohne ist es eines jener alten deutschen Urworte, die in der hochdeutschen Sprache verschwunden sind, sich aber in der Volkssprache noch fortbehauptet haben; wie zum Beispiel auch das Wort „Zieser“, gleichbedeutend mit Kleinvieh — in der Volkssprache gang und gäbe — in der hochdeutschen Sprache unbekannt ist, während es sich in seinem negativen Sinne, in der Form „Ungezieser“ noch eines ausgiebigen Gebrauchs erfreut.

Um aber nicht den Schein der Ungründlichkeit und Un-

gelehrtheit auf mir liegen zu lassen, will ich versuchen, das Wort weit her zu entwickeln.

Neos heißt in der griechischen Sprache jung — Neophytos — ein Neugemachter. „Neas“ könnte also eine Verquickung von Neos sein — da „Neas“ eben ein Junges von einer Gais ist.

Sollte Jemand das nicht einleuchten, so habe ich nichts dagegen, nur bitte ich, geneigter Leser, Tourist oder Touristin, in Zukunft bei allfälligen Bergbesteigungen in Tyrol etwas vorsichtig zu sein, und nicht ein „Neas“ für eine Gemse zu betrachten.

M o s a i k.

Merkwürdige Studienreise. Ein Prahlhans erzählte in einem Gasthaus von den vielen Ländern der Welt, die er auf's Gründlichste besucht und in denen er sich überall wie zu Hause gefühlt hätte. Ein Fremder, der abseits den elenden Aufschneidereien lange schweigend zugehört, dreht sich endlich langsam um und fragt gelassen: „Waren Sie auch in der Algebra?“ — „Ja natürlich!“ verzieht Jener, sich in die Brust werfend, „ich durchkreiste dieses Gebiet ungefähr vor anderthalb Jahren auf dem Verdeck einer Postkutsche!“

Pensionsberechtigt. „Warum setzen Sie Ihre Kaffeetasse auf den Stuhl, Herr Baron?“ fragte eine würdige Pensionsmutter mit gräßlich freundlichem Lächeln, einen entsetzten Blick auf den hellgeblühten Polsterfessel werfend. — „Er muß sich setzen. Er fühlt sich so schwach, meine Gnädige,“ erwiderte der Gefragte, mitleidig auf das hellblonde, levantinische Gebräu deutend, „daß es grausam gewesen wäre, ihn ohne diese letzte Aufmerksamkeit stehen zu lassen.“

Enfant terrible. „Komm' her, mein kleiner Freund,“ rief ein geschneigelter Salonheld dem Jüngsten des Hauses, einem siebenjährigen Jungen zu, der sich mit kindlichem Behagen durch die Menge der versammelten Gäste drängte, „kennst Du mich wohl?“ — „Ja, mein Herr, ich denke doch!“ verzieht der Kleine, lächelnd zu der Mutter aufschauend, an deren Adresse die freundschaftliche Anrede des Unwiderstehlichen gerichtet ist. — „Nun, wer bin ich denn, laß hören!“ — „Du bist der Mann,“ lächelt der Kleine boshaft, „der gestern Abend Schwester Angelina auf der Treppe küßte!“ — Angelina erröthete. Die Mutter erlebte. Der Beau fragte nichts mehr.

Schreidungsgrund. Ein stadtbekannter Advokat überholte auf dem Wege nach seinem Bureau einen nicht weniger bekannten Arzt. Nachdem sie eine Weile miteinander gegangen und der Advokat einen am Tage vorher stattgehabten, das allgemeine Stadtgespräch bildenden Raubanfall nach verschiedenen Seiten beleuchtet hatte, blieb er plötzlich stehen und rief: „Ich dachte doch, wir Beiden sollten lieber nicht zusammen gesehen werden!“ — „Warum das?“ fragt der Arzt erstaunt. — „Weil wir das Publikum unsehbar an den gestern verhafteten Straßenräuber erinnern!“ — „Warum das?“ wiederholt der Arzt verblüfft. — „Das ist doch klar,“ verzieht Jener mit spitzfindigem Lächeln, „wenn ein Advokat und ein Arzt miteinander sind, so sieht das ganz aus wie die personifizierte Frage: ‚Dein Geld oder Dein Leben?‘“

Neuester Romanverlag

der
Deutschen Verlags-Anstalt
vorm. Ed. Hallberger
in Stuttgart und Leipzig.

Byr, Lydia. M. 5. — van Dewall, An der Grenze. 2 Bände. M. 8. — van Dewall, Ein Mann. M. 5. — van Dewall, Katharine Ollsand. 3 Bände. M. 12. — van Dewall, Der Kommandant. M. 5. — Erhard, Die Rose vom Haff. 3 Bände. M. 12. — Erhard, Turf und Parket. M. 5. — Ernst, Elementargewalten. 2 Bde. M. 7. — Frenzel, Nach der ersten Liebe. 2 Bde. M. 8. — Geyern, Die Domschenke. M. 5. — Ompteda, Alte Schulden. M. 5. — Rosenthal-Bonin, Die Thierbändigerin. M. 4. 50. — Samarow, Plewna. 3 Bände. M. 12. — Samarow, Schwere Wahl. 4 Bände. M. 15. — Vischer, Auch Einer. 2 Bände. M. 9. — Vosmaer, Amazone. M. 5. — Warren, Chavrillic. 3 Bände. M. 12.